

ZH

Wurzeln *Was uns hält und prägt*



Die Standfestigkeit der Bäume fasziniert Michel Brunner, den Mann hinter dem grössten Baumarchiv Europas.

A large tree with its root system exposed at the base, standing in a forest with autumn-colored leaves.

Auf dem Cover: Michel Brunner (38)
Baumexperte und Gründer von «pro arbore»

Das Mass der Bäume

Michel Brunner ist Herr über das grösste Baumarchiv Europas. Über 4'000 Bäume hat der 38-jährige Zürcher bereits vermessen, fotografiert und in seine Kartei eingetragen. Alt, dick oder von spezieller Wuchsform müssen sie sein. «Die Standfestigkeit von Bäumen fasziniert mich. Weglaufen können sie nicht, also passen sie sich an.» In seinem aktuellen Buch «Wasserwunder» widmet sich Brunner dem Wasserkreislauf. Darin spielen Baumwurzeln eine zentrale Rolle: Bis zu 50 Liter Wasser pro Quadratmeter können sie speichern. Damit beugen sie Hochwasser vor. In trockenen Zeiten hingegen geben die Wurzeln Flüssigkeit ab und bewahren Bachbetten vor dem Austrocknen. Ein ausgeklügelter Kreislauf, den Brunner schützen will: «Ich setze mich gegen eine zu starke Abholzung ein.»

Im Bild ein Baum, der sich mit seinen Wurzeln der Erosion erfolgreich widersetzt.



WurzelN

Zukunft braucht Herkunft: «ZH», das Magazin für den Lebens- und Wirtschaftsraum Zürich, geht dem Ursprünglichen auf den Grund.



18 Ein Blick auf die Anfänge des Wirtschaftsmotors Zürich



24 Von Wurzelbier und wilden Feigen



40 Gericke: in 122 Jahren an die Weltspitze



32 Chamäleons und Schlangen als Nachbarn: Das Ehepaar Niebergall-Siegenthaler ist nach Bali ausgewandert

- 5 Standpunkt** mit CEO Martin Scholl
- 7 Kanton Zürich in Zahlen** Wintersport
- 8 Was läuft?** Januar bis März
- 9 Ortstermin** 5 Mal Stäfa

WURZELN

- 10 Arbeit, die erdet**
Sieben Zürcherinnen und Zürcher, die sich für den Schutz der Pflanzenwelt engagieren
- 18 Mit Voll dampf voran**
Zürichs Aufstieg zum Wirtschaftszentrum
- 24 Wurzeln überall**
Was man mit Wurzeln alles machen kann
- 26 Der Herkunft auf der Spur**
Vor vier Jahren übernahm Raphael Gschwend das elterliche Haus in Zürich-Oerlikon
- 30 Aufwachsen im digitalen Raum**
Wie nutzen Jugendliche heute Medien?
Die neueste JAMES-Studie gibt Einblick
- 32 Neue Heimat**
Wie ein Ehepaar aus Zürich-Wollishofen auf Bali heimisch wird
- 38 Mundart im Wandel**
Heisst es Chrottepösche, Griggele oder Buggele?
Wie sich das Zürichdeutsch entwickelt
- 40 Von Zürich in die Welt**
Das Familienunternehmen Gericke schaffte es mit Tradition und Innovation an die Weltspitze
- 46 Ankommen und aufblühen**
Die Installation von Pipilotti Rist im Kafi Züri
- 49 Welt und Wirtschaft** Nur Bares ist nicht mehr Wahres
- 50 Meine Bank** Melanie und Lukas Steiner-Zürcher

→ **«ZH» online lesen**
Lust auf eine Führung mit einem Ranger des Wildnisparks Zürich? Jetzt mitmachen und gewinnen unter www.zkb.ch/zh

Impressum

Herausgeberin Zürcher Kantonalbank Redaktion Simona Stalder (Chefredaktion), Jan Philipp Betz, Hugo Vuyk, Kontakt zur Redaktion redaktion-zh@zkb.ch Konzept, Bildredaktion und Realisierung Graff Kommunikation AG Lithografie und Korrektorat n c ag Druck PMC Print Media Corporation Anzeigenverkauf inserate-zh@zkb.ch Auflage 43'000 Exemplare, erscheint viermal jährlich. Nachdruck nach Absprache mit der Redaktion unter Angabe der Quelle gestattet. In der Schweiz gedruckt auf 100%-Recycling-Papier.

ZH – das Magazin der Zürcher Kantonalbank,
Ausgabe 4/2016, 28. Jahrgang, 114. Ausgabe

ZÚRI LITTÉRAIRE

Charles Lewinsky & Sacha Batthyany



Ticketpreise: 25.–/15.– (mit einer Karte der Zürcher Kantonalbank, AHV/IV oder mit Legi)

Spezialangebot: 75.– (inkl. 2-Gang-Menü)

Unser ganzes Programm finden Sie auf: kaufleutenerliteratur.ch

Besuchen Sie uns auch auf: Twitter und Facebook

Partnerin

Gebührenfreie Ticket-Reservation:

KAUFLEUTEN.CH

 Zürcher
Kantonalbank

Wer starke Wurzeln hat, kann wachsen



Martin Scholl
CEO Zürcher Kantonalbank

Blicken Sie zuversichtlich oder eher besorgt in die Zukunft? Digitalisierung, Automatisierung und Globalisierung verändern unsere Welt in rasantem Tempo. Und der Wandel macht nicht halt vor dem Wirtschaftsraum Zürich. Er fordert uns alle heraus, auch unsere Bank.

Je turbulenter die Zeiten, desto wichtiger ist es, sich an Fixpunkten zu orientieren – und seine Wurzeln zu kennen. Denn nur ein Baum, der tief verwurzelt ist, hält einem heftigen Sturm stand. Und wer wachsen will, braucht starke Wurzeln. Oder anders gesagt: keine Zukunft ohne Herkunft.

Woher kommt unsere Bank? Initiiert vom Fabrikanten und Kantonsrat Johann Jakob Keller, eröffnete die «Bank des Zürcher Volks» 1870 ihren ersten Schalter. Ähnlich wie uns heute die Digitalisierung beschäftigt, sah man sich damals von der Industrialisierung herausgefordert. Unsummen von Geldern flossen in den Eisenbahnbau und den Grosshandel. Derweil blieben Bevölkerung, Landwirtschaft und

Gewerbe auf der Strecke. Ihnen wurden oft selbst kleinste Darlehen verwehrt. Gegen diese «Ausbeutung» – so sprach Bankvater Keller im Originalton – wollte die Zürcher Kantonalbank antreten.

So massiv sich das Umfeld seither auch verändert hat: Wir halten am damaligen Grundanliegen fest. Wir sind und bleiben die nahe Bank – Ihre Bank. Ganz bewusst bilden wir ein Gegengewicht zu den Gross- und Privatbanken. Was heisst das konkret? Andere Banken und Unternehmen verlagern Arbeitsplätze in Tieflohnländer. Damit mögen sie kurzfristig Effizienz gewinnen. Aber langfristig verliert unsere Region dadurch Stellen, Steuersubstrat und Wissen. Für uns ist deshalb klar: Wir lassen unsere Wertschöpfungskette bei ihren geografischen Wurzeln. Aktivitäten ins Ausland zu verlagern, ist für uns keine Option.

Unser kompromissloses Bekenntnis zur Nähe hat sich bisher ausbezahlt. Während sich der Kanton Zürich zum Wirtschaftsmotor der Schweiz entwickelte, wuchsen wir an seiner Seite mit. Unsere Bank gehört längst zu den grössten und rentabelsten Instituten des Landes. Dieser Erfolg wäre undenkbar ohne Kunden wie Sie. Kunden, die unsere Werte teilen und denen unsere Region genauso am Herzen liegt wie uns. Der Zusammenhang ist einfach: Das Vertrauen, das Sie uns schenken, hält letztlich den regionalen Wirtschaftskreislauf in Schwung.

Solange wir gemeinsam unsere Wurzeln pflegen, dürfen wir zuversichtlich in die Zukunft blicken. <



WIR KAUFEN ERBSTÜCKE UND
FAMILIENSCHÄTZE.

Als Tochterunternehmen von Gübelin stehen wir Ihnen beim Verkauf von Antikschmuck oder Edelsteinen gerne zur Seite. Wir helfen Ihnen, Wert- und Marktchancen richtig einzuschätzen. Für ein Beratungsgespräch kontaktieren Sie uns unter: 041 429 18 18

www.edigem.com

EDIGEM
WORTH YOUR TRUST

Sportanlagen



Je nach Winter kann die Zahl der Skilifte und Schlittelpisten variieren.

20 Curling-Clubs gibt es in Zürich. Damit befindet sich jeder achte Schweizer Curling-Club im Kanton Zürich.

Ab in die Kälte!

Der Kanton Zürich bietet Wintersportlern auch ohne alpine Gipfel viel Abwechslung.

ILLUSTRATION Pia Bublies

35,4 % aller Schweizer fahren Ski. Das Durchschnittsalter von Skifahrern beträgt 42 Jahre.



Die beliebtesten Wintersportarten

- 1-Skifahren
- 2-Snowboarden
- 3-Skilanglauf
- 4-Ski-/Snowboardtouren, Schneeschuhtouren
- 5-Schlitteln

Rangliste gilt für die ganze Schweiz.

5,1 % aller Schweizer fahren Snowboard. Das Durchschnittsalter von Snowboardfahrern beträgt 27 Jahre.

Seegfröni: Der Zürichsee war 1962/63 zum letzten Mal gefroren, der Greifensee und der Pfäffikersee im Februar 2012.

Zürich ist keine typische Wintersportregion: Keine einzige der zehn schneereichsten Gemeinden der Schweiz liegt in unserem Kanton. Dennoch ist hier im Winter sportlich so einiges los. Neben knapp 20 kantonalen Wintersportanlagen gibt es auch zahlreiche Skigebiete, Schlittelpisten und Langlaufloipen. Besonders die höheren Lagen im Osten des Kantons bieten sich dafür an.

Am erfolgreichsten sind Zürcher Profisportler aber nicht auf dem Schnee, sondern auf dem Eis: Die ZSC Lions holten bereits acht Meisterschaftstitel, Eiskunstlauflegende Denise Biellmann brachte es zu weltweitem Ruhm. <



Lust auf Langlauf?

Die Loipe Guldenen ist dank der Unterstützung der Zürcher Kantonalbank kostenlos.

Drinnen und draussen

Im Theater oder auf der Loipe: Dieser Winter wird ganz sicher nicht langweilig.

MODERN



41. Schweizer Jugendfilmtage

Der Schweizer Kinonachwuchs zeigt am bedeutendsten Festival für Schweizer Nachwuchsfilmrinnen und -filmer seine Produktionen. Zürich, 16. bis 19.3.2017, jugendfilmtage.ch



Vladimir Kaminer im Kaufleuten Literatur
«Meine Mutter, ihre Katze und der Staubsauger» – der Erfolgsautor liest aus seinem neuen Buch. Zürich, 14.2.2017, www.kaufleutelenliteratur.ch



De schnällsicht ZüriFisch

Schwimmwettkampf über 50 Meter Freistil für Stadtzürcher Schülerinnen und Schüler der Jahrgänge 2004 und jünger. Zürich, 8.3., 15.3.2017 und 8.4.2017, www.zuerifisch.ch



ZKB Special: Noa im Moods

Ihre Performance ist einzigartig. Noa gilt als die international erfolgreichste Ethnopop-Künstlerin Israels. Zürich, 4.2.2017, www.moods.ch



Hanya Yanagihara im Literaturhaus Zürich

Die US-Autorin stellt «Ein wenig Leben» vor, eines der meistdiskutierten Werke der vergangenen Jahre. Zürich, 14.3.2017, www.literaturhaus.ch

E
R
N
S
T

H
E
I
T
E
R



«Lachen verboten» im Theater Rigiblick

Ein Theaterabend, inspiriert von Buster Keatons verblüffenden Gags und der Tragik seines Lebens. Zürich, diverse Daten, www.theater-rigiblick.ch



Zürcher Kammerorchester im Schauspielhaus Zürich, Pfauen

Das Zürcher Kammerorchester und Stargeiger Daniel Hope präsentieren das Programm «Die Weggefährten Mozarts». Zürich, 10. und 12.3.2017, www.zko.ch



Vergünstigungen

Bei den genannten Veranstaltungen erhalten Sie mit einer Kundenkarte der Zürcher Kantonalbank (z.B. Konto- oder Kreditkarte) eine Vergünstigung. Details unter www.zkb.ch/meinevorteile



Langlaufloipen im Kanton Zürich

Langlaufen liegt im Trend. Die Langlaufloipe Guldenen ist für Kundinnen und Kunden der Zürcher Kantonalbank kostenlos. Loipen unter www.langlauf.ch



«Candide oder der Optimismus» am Theater Neumarkt

Schauspiel nach der Satire von Voltaire, in der er die Fortschrittsgläubigkeit parodierte. Zürich, ab 25.1.2017, www.theaterneumarkt.ch

KLASSISCH

5 Mal Stäfa

Schon Goethe besuchte die Gemeinde am oberen rechten Zürichseeufer.

1 Wo Goethe den Tell entdeckte

Gäbe es Stäfa nicht, wäre die Welt um ein grosses literarisches Drama ärmer. Hier bekam Johann Wolfgang von Goethe auf seiner dritten Schweizer Reise das «Chronicon Helveticum» mit der Geschichte vom Tell in die Hände. Von der Geschichte höchst angetan, schrieb er seinem Freund Schiller: «Ich bin fast überzeugt, dass die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen.» Er selbst wollte das Epos zu Papier bringen. Weil ihm dafür letztlich die Zeit fehlte, trat er den Stoff an Schiller ab. An den hohen Besuch erinnert heute das Goethebänkli in den Stäfner Weinbergen, das einen schönen Blick auf den Zürichsee, die Insel Ufenau, den Etzel und die Alpen bietet.

2 Wo niemals Ritter wohnten

Die Ritterhäuser Ürikon sind eine Häusergruppe aus dem 16. Jahrhundert. Sie umfasst den sogenannten Burgstall, das Ritterhaus und eine Kapelle. Den romantisierenden Namen erhielten die Gebäude erst im 19. Jahrhundert in Erinnerung an die Ritter von Ürikon, die jedoch bereits im 14. Jahrhundert ausstarben und mit den Gebäuden nichts zu tun hatten. Das denkmalgeschützte Ritterhaus, ein mächtiger Riegelbau, steht immerhin auf Grund, den die Ritter seinerzeit dem Kloster Einsiedeln gestiftet hatten. Seit den 1940er-Jahren gehört die Häusergruppe der Ritterhaus-

Vereinigung, die die Gebäude vor dem Verfall rettete und der Öffentlichkeit zugänglich machte.

3 Wo die Silvesterchläuse tanzen

Am Abend des 31. Dezember gehen in Stäfa die Silvesterchläuse um. Junge Männer in traditionellen Gewändern, kunstvollen Lichthüten sowie mit Schellen und Treicheln ziehen, angeführt vom bleichgeschminkten «Schliichböögg», der Spenden sammelt, von Haus zu Haus. Hat er Erfolg, bläst er in ein dünnes Nebelhorn. Darauf springt ein Vermummter mit spitzem Hut, langem Bart, Peitsche und «Esel» an der Leine – ein Chlaus mit Eselskopf – in die Mitte und schreit: «Sososso mein Tier, hohoho, Vorderchlaus füré, Hinderchlaus nae, Esel i der Mitti, Sennschäleböögg rodt di.» Es folgt ein wilder Rundtanz, worauf die Gruppe weiterzieht.

4 Wo die Fatschenkinder schlafen

Das Museum im «Haus zur Farb» lädt ein, in den Alltag vergangener Jahr-

hunderte einzutauchen. Neben ortsgeschichtlichen Ereignissen wie dem Stäfner Handel von 1795 – einem Zwist über die wirtschaftliche und politische Benachteiligung der Landschaft gegenüber der Stadt Zürich – dokumentiert es altes Handwerk, das im Haus aus dem 15. Jahrhundert betrieben wurde. Das Museum ist zudem im Besitz einer grösstenteils aus dem 19. Jahrhundert stammenden Sammlung von Krippen und Fatschenkindern. Die mit Bändern umwickelten Säuglingsfiguren, in der Schweiz auch «Trösterli» genannt, erinnern an das Jesuskind.

5 Was es sonst noch gibt in Stäfa

45 HEKTAREN WEINANBAUFLÄCHE

2 SEEBADER

14'152 EINWOHNER

1 VOLKSHOCHSCHULE

22 ÖFFENTLICHE BRUNNEN



Am 31. Dezember gehen in Stäfa die Silvesterchläuse um.

Arbeit, die erdet



Sie sind wetterfest und packen an: Porträts von Menschen, die sich beruflich und privat für den Schutz und die Pflege der Pflanzenwelt im Kanton Zürich engagieren.

TEXT Corina Hany

BILDER Ornella Catace



 Flaach



Beat Gisler (57)
Förster und Chefranger
in den Thurauen

Wo Orchideen und Enziane wachsen

Wo Thur und Rhein sich treffen, liegen die Thurauen – das grösste Auengebiet im Mittelland und seit 31 Jahren Arbeitsort von Beat Gisler. Als kantonaler Förster und Chefranger des Naturschutzgebiets plant und koordiniert er die Pflege gemeinsam mit Arten-spezialisten. «Wir bewirtschaften zwar den Wald und gewinnen Holz, gewichten den Schutz der Artenvielfalt aber höher», sagt der 57-Jährige. So wachsen im lichten Wald – einem Teilgebiet der Thurauen – unter anderem seltene Orchideen- und Enzianarten. Hier ist der Sonneneinfall auf den Boden stärker als anderswo und bietet so Flora und Fauna eine Alternative zu den immer seltener werdenden Magerwiesen. Für Gisler ist Förster ein Traumjob. «Im Büro könnte ich nicht arbeiten, da fühle ich mich eingesperrt.»



Werner Haab (62)
Biobauer

Je höher die Stämme

Auf die Frage, warum er seinen Hof in Au biologisch bewirtschaftet, sagt er: «Weil es vernünftig ist.» So setzt Werner Haab auf Hochstammobstbäume und die Mithilfe der Natur. «Ich muss meine Bäume viel weniger gegen den Schorf spritzen, als das bei Niederrastmkkulturen der Fall ist.» Der Wind trocknet die Bäume. In niederen, enger stehenden Plantagen ist es feuchter, was Schorfpilze begünstigt. Der grössere Abstand zwischen den Bäumen bei der Hochstammkultur hat einen weiteren Vorteil: «Will ein Schädling von einem Baum zum anderen, muss er grössere Distanzen zurücklegen.» Hochstämmer bieten zudem vielen Vögeln und Insekten Lebensraum und tragen so zur Artenvielfalt bei. «Da nehme ich die Mehrarbeit gerne in Kauf.»





Zürich



Dr. Gabriela Wyss (50)
Leiterin Sukkulanten-Sammlung Zürich

Stolze Sammlung

Der Stolz in Gabriela Wyss' Stimme ist nicht zu überhören, wenn sie sagt: «Die Vielfalt an Sukkulanten in unserer Sammlung ist weltweit einzigartig.» Und da es heutzutage schwierig ist, an neues Pflanzenmaterial zu kommen – weil die Ausfuhr aus den Herkunfts-ländern verboten ist oder der Lebensraum der wasserspeichernden Pflanzen bedroht oder zerstört wird –, hegen und pflegen die Biologin und ihr acht Leute grosses Team die rare Pracht mit besonders grosser Sorgfalt. Die Hönggerin liebt Kakteen seit ihrer Kindheit. Entsprechend gross ist ihre Freude, wenn sie in die staunenden Gesichter der Besucher schauen kann. «Ihnen erklären zu dürfen, was es mit all den Formen und Farben der Sukkulanten auf sich hat, ist jedes Mal ein Highlight.»



Grüningen



Patrizia Glauser (44)
Biologin und Vermittlerin

Begeisterte Kinder

Auf dem Lernparcours des Botanischen Gartens Grüningen entdecken Schulklassen das Zusammenspiel der Natur. Bevor die Lehrkräfte mit ihren Kindern die Anlage, eine Stiftung der Zürcher Kantonalbank, besuchen, gehen sie erst bei Patrizia Glauser «in die Schule». Die Biologin erklärt ihnen in Workshops unter anderem, wie die verschiedenen Parcoursposten funktionieren und worauf sie achten müssen. Eine Arbeit, die Glauser liegt. «Ich finde es toll, Menschen für ökologische Zusammenhänge zu begeistern.» Dieses Ziel verfolgt sie auch bei ihren Kindergarten- und Schulbesuchen im Rahmen der Kinder- und Jugendprogramme des WWF. Ob sie erfolgreich ist, merkt Glauser bei den Kindern jeweils schnell: «Ihr Feedback ist direkt und unmittelbar. Das mag ich.»





Sihlwald

Nicole Aebli (34)
Rangerin im Wildnispark Zürich

Unterwegs im Naturwald

Seit 16 Jahren wird im Sihlwald kein Holz mehr geschlagen. Für einen Wald eine kurze Zeit, «trotzdem sind die Veränderungen teilweise gross», sagt Nicole Aebli. Sie ist Rangerin im Wildnispark Zürich, den die Zürcher Kantonalbank als Hauptsponsorin unterstützt. Die vielen abgestorbenen Bäume sind aber kein unfruchtbare Chaos, sondern sie bieten neuen Lebensraum. «Im Sihlwald haben wir insgesamt 699 Käfer- und 953 Fliegen- und Mückenarten im Totholz gezählt.» Eine extreme Vielfalt, die Aebli den Menschen auf Führungen näherbringt. Daneben ist die 34-Jährige auch für den Unterhalt der Wege und Erlebnispfade zuständig, erstellt Asthaufen für Wiesel oder macht Besucher auf Regeln wie beispielsweise die Leinenpflicht für Hunde aufmerksam. «Die Arbeit im Wald erdet. Sobald ich dort bin, fühle ich mich gut.»



Im Dickicht

Im Video gibt Rangerin Nicole Aebli Einblick in ihren Alltag: www.zkb.ch/zh

Wettbewerb

Möchten Sie auch mal in die Wildnis eintauchen? Wir verlosen eine private Gruppenführung mit einem Ranger des Wildnisparks Zürich. Jetzt mitmachen unter www.zkb.ch/zh



Urs Bucher (50)
Gemeindearbeiter

Unkraut im Blick

Ist der Gemeindearbeiter Urs Bucher draussen unterwegs, hat er immer auch die Ambrosia artemisiifolia im Blick. Diese Pflanze stammt ursprünglich aus Nordamerika und ist in der Schweiz als «besonders gefährliches Unkraut» deklariert. Ihre Pollen können bei Menschen heftige allergische Reaktionen wie Asthma auslösen. Um dem Unkraut den Garaus zu machen, gibt es in jeder Zürcher Gemeinde einen Ambrosia-Verantwortlichen. «Bis jetzt ist sie bei uns nicht aufgetaucht», sagt Urs Bucher, der dafür in Regensberg zuständig ist. «Ist sie aber mal da, müssen wir sie – mit Maske und Handschuhen geschützt – samt Wurzeln ausreissen. Sonst verbreitet sie sich sofort weiter.»



Glattfelden



Christian Meier (40)
Landwirt und Präsident
Verein Wässerwiesen im Hundig

Tradition beleben

Seit dem Mittelalter wässerten die Bauern im Gebiet Hundig bei Glattfelden ihre Wiesen mit einem System aus Gräben und Kanälen. Das Wasser dafür kam aus der Glatt. Als in den 1960er-Jahren der Kunstdünger kam, geriet diese Art der Bewässerung in Vergessenheit. Unterstützt mit einem Förderbeitrag der Zürcher Kantonalbank, wollen der Verein Wässerwiesen im Hundig und sein Präsident Christian Meier das ändern: «Der Hundig ist eines der letzten Gebiete im Kanton Zürich, in denen diese historisch bedeutsame Bewirtschaftungsform noch möglich ist.» Wässerwiesen dienen vor allem der Futterproduktion, bieten aber auch Nahrung für Vogelarten wie Wachteln oder Schwarzkehlchen. «Die traditionelle Bewässerungsart gibt zwar mehr Arbeit, für eine vielfältigere Fauna und Flora mache ich das aber gerne.» Bis 2019 soll das Wässerungssystem wieder in Betrieb sein.



Mit Volldam

3-Zylinder-Corliss-Dampfmaschine im Bau bei Escher Wyss (Bild 1895)

pf voran

Zürichs Aufstieg vom beschaulichen Kanton zum Wirtschaftszentrum der Schweiz.

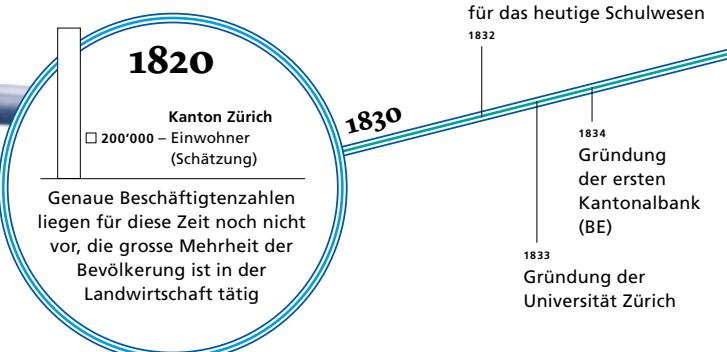
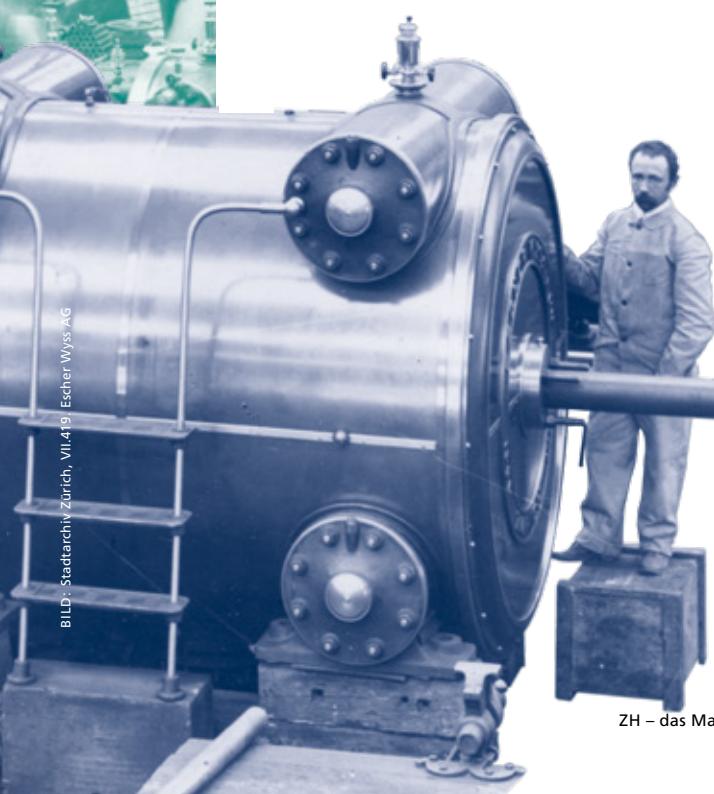
TEXT Martin Schmid

Zürich heute: Der Kanton Zürich ist, etwa als führender Standort für die Maschinen- und die Finanzindustrie, unangefochtener Motor und Taktgeber der Schweizer Wirtschaft. Er trägt rund 20 Prozent zum Schweizer Bruttoinlandprodukt bei. Diese starke Rolle verdankt er verschiedenen Faktoren – etwa exzellenten Bildungs- und Forschungsinstituten, einer hohen Verfügbarkeit von gut ausgebildeten Fachkräften, einer hohen Innovationskraft und der guten verkehrstechnischen Erschliessung. Das war aber nicht immer so. Die Grundsteine für die Prosperität des Kantons Zürich und seiner gleichnamigen Hauptstadt wurden vor gerademal rund 150 Jahren

gelegt. In diese Zeit reichen auch die Wurzeln der Zürcher Kantonalbank. «Unsere Bank ist im Gleichklang mit dem Kanton gewachsen und konnte von seiner starken Entwicklung profitieren», so Jörg Müller-Ganz, Präsident des Bankrats der Zürcher Kantonalbank.

Die Stadt Zürich um 1850: Im schweizweiten Vergleich stellt sie ein bedeutendes Zentrum dar; allerdings eines unter mehreren. Sie ist weit davon entfernt, der wirtschaftliche Motor der Schweiz zu sein. Politisch hat die Stadt schon immer zu den wichtigsten Kräften der Eidgenossenschaft gezählt. Bezuglich Bevölkerungszahl und Wirtschaftskraft jedoch hinkt sie andern Städten hinterher. Gemäss der Volkszählung von 1850 zählt Zürich (Altstadt, vor den späteren Eingemeindungen) 17'000 Einwohner und liegt damit deutlich hinter Genf (31'000), Bern und Basel (mit je 27'000). Diese Rangfolge dürfte – genauere Daten sind nicht vorhanden – auch dem wirtschaftlichen Gewicht der Städte entsprochen haben. 50 Jahre später, Ende des 19. Jahrhunderts, ist Zürich zur bevölkerungsmässig grössten, wirtschaftlich sowie wissenschafts- und kulturpolitisch bedeutendsten Metropole des Landes angewachsen.

Diese Entwicklung hat ihren Ursprung im knapp zwanzig Jahre umfassenden goldenen Zeitalter des Liberalismus, das 1848 mit der Gründung der modernen Schweiz begann und Ende der 1860er-Jahre zu Ende ging. Die Personifizierung dieser äusserst dynamischen und erfolgreichen Zeitspanne ist Alfred Escher (1819–1882), der unumstrittene Führer der modernen liberalen Kräfte. Er war es, der mit seiner grossen Schaffenskraft auf verschiedensten Ebenen die Voraussetzungen für die rasante wirtschaftliche Entwicklung des Kantons Zürich schuf. >



Escher verfügte für heutige Verhältnisse über eine unvorstellbare Macht. Sie basierte auf der gleichzeitigen Ausübung wichtiger Ämter, Funktionen und Tätigkeiten in Politik, Wirtschaft und Bildung – einerseits durch ihn selbst, aber auch durch eine grosse Zahl von Getreuen. Ein Blick auf die Jahre 1856/57 macht die damalige Verquickung von Politik und Wirtschaft deutlich: Escher war – um lediglich die Gremien zu nennen, bei denen er den Vorsitz führte – gleichzeitig Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Kreditanstalt, Direktionspräsident der Nordostbahn, Präsident des Nationalrats und Präsident des zürcherischen Grossen Rates. Das «System Escher» bildete den Boden, auf dem sich die Stadt und der Kanton Zürich – in wirtschaftlicher Sicht – kometenhaft entwickeln konnten. In dieser Zeit wurde der Grundstein dafür gelegt, dass sich Zürich in den Folgejahren eine führende Rolle in den Bereichen Verkehr, Finanzwesen, Industrie und Bildung erarbeiten konnte.

Eine wichtige Rolle spielte dabei der Eisenbahnbau. Als 1848 mit der Gründung des schweizerischen Bundesstaats die Neugestaltung des schweizerischen Wirtschaftsraums begann, verfügte Zürich im Vergleich zu Basel oder Genf über einen entscheidenden Vorteil: die zentrale Lage. Und im Gegensatz zu Bern, das geografisch noch besser liegt, vermochte Zürich dies verkehrspolitisch konsequent zu nutzen. Der Ausbau des Eisenbahnnetzes, der das wirtschaftliche Potenzial entscheidend zu vergrössern vermöchte, wurde von Zürich konsequent verfolgt.

Nachdem 1852 von den nationalen Räten das Eisenbahngesetz verabschiedet worden war, ein Ent-

scheid gegen den staatlichen und für den privatwirtschaftlichen Eisenbahnbau, riss Zürich die Initiative an sich. 1855 lagen von den 172 schweizweit in Betrieb genommenen Kilometern 120 Kilometer in den Kantonen Zürich, St. Gallen und Thurgau. Und bereits 1858 waren alle Ostschweizer Zentren miteinander verbunden. Zürich hatte seine verkehrspolitische Führungsrolle binnen kürzester Zeit gefestigt und baute sie in der Folge kontinuierlich aus. Mit der Eröffnung des Gotthardtunnels 1882 hatte sich Zürich endgültig zum Zentrum des schweizerischen Eisenbahnnetzes gemacht.

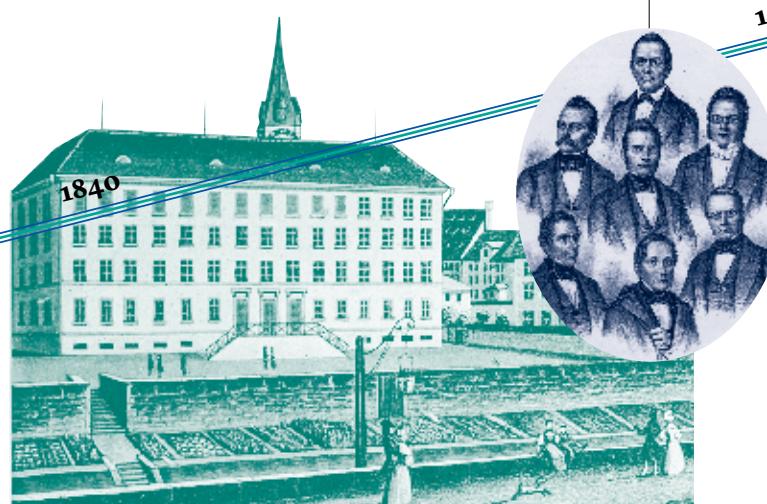
Eng mit dieser Entwicklung verbunden sind die Anfänge des Finanzplatzes. Zur Finanzierung des Eisenbahnbaus gründete Alfred Escher 1856 die Schweizerische Kreditanstalt (heute Credit Suisse). Es folgten die Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt (1857; heute Swiss Life) und die Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft (1863; heute Swiss Re).

Der Ausbau des Verkehrswesens sowie die Industrialisierung riefen nach qualifizierten Arbeitskräften: Vor allem Ingenieure und Naturwissenschaftler waren gefragt. Ein weiterer Meilenstein in der Geschichte der Entwicklung des Kantons Zürich zum zentralen Wirtschaftsmotor der Schweiz war somit die 1855 erfolgte Gründung des Polytechnikums (später



Alfred Escher, Politiker und Unternehmer, trieb die Eisenbahn und den Finanzplatz voran (Bild 1882)

Gründung der Schweizerischen Kreditanstalt zur Finanzierung des Eisenbahnbaus



Mit der Universität (Bild 1844) und der ETH entwickelt sich Zürich in kurzer Zeit zur führenden Hochschulstadt

Gründung des schweizerischen Bundesstaats (im Bild der erste Bundesrat, 1848)

1848

1850

1852
Die nationalen Räte verabschieden das Eisenbahngesetz

1855
Gründung des Polytechnikums (seit 1911 ETH)

1856

1856
Gründung der Schweizerischen Kreditanstalt zur Finanzierung des Eisenbahnbaus

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

1856

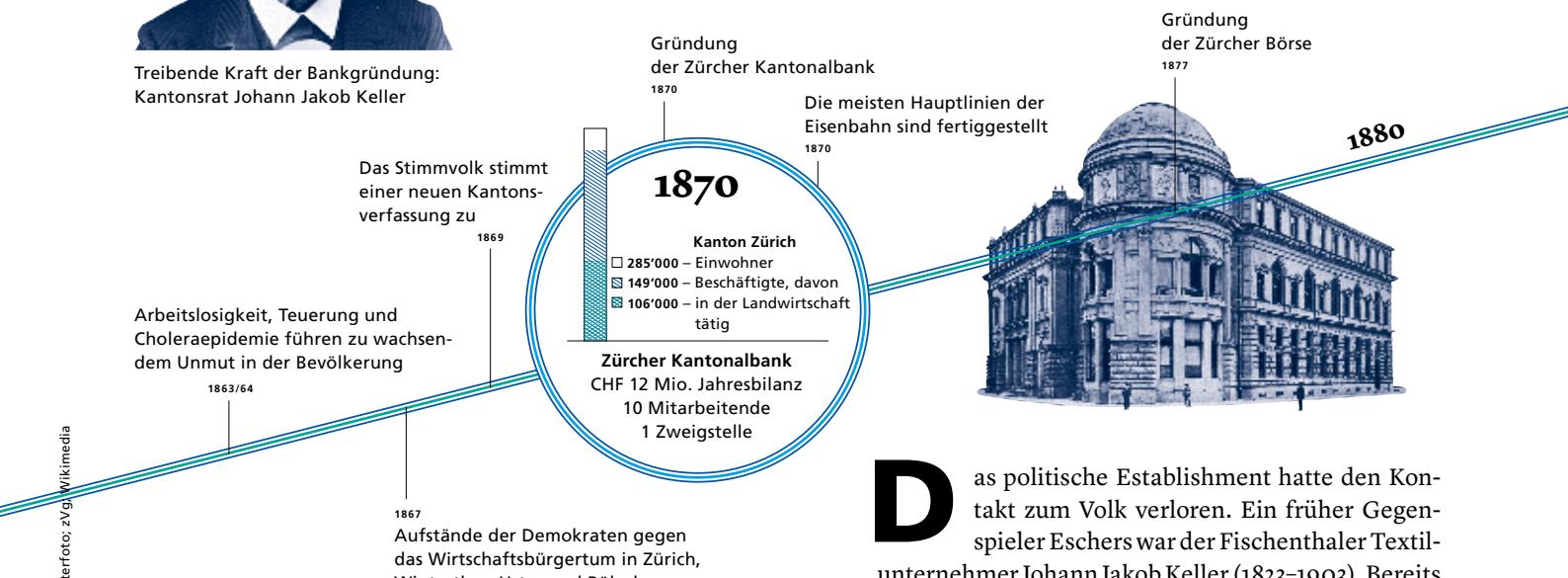
1856



Erste Filiale der Zürcher Kantonalbank am heutigen Paradeplatz (Bild 1870)



Treibende Kraft der Bankgründung:
Kantonsrat Johann Jakob Keller



BILDER: Keystone/Süddeutsche Zeitung/Scherl; zvg; Keystone/Photopress-Archiv; zvg; Keystone/Interfoto; zvg; Wikipedia

ETH Zürich). Im Ringen um den Standort dieser nationalen Hochschule hatte sich Zürich durchsetzen können. Dank der bereits 1833 gegründeten Universität Zürich und dem Polytechnikum entwickelte sich Zürich in kurzer Zeit zum führenden Hochschulstandort der Schweiz und überflügelte traditionelle Universitätsstädte wie Basel.

Doch bald kam Kritik an der liberalen Herrschaft auf. Die Vorstöße der Kritiker – darunter schon früh erste Anträge für die Gründung einer Kantonalbank – blieben im Parlament jedoch weitestgehend erfolglos. Der Motor lief nach wie vor wie geschmiert. Für einen Wandel war die Zeit noch nicht reif. Doch der Druck nahm mit jeder kleinen Krise und der daraus resultierenden Unzufriedenheit der Bevölkerung zu. Dazu gehörten eine Phase steigender Arbeits-

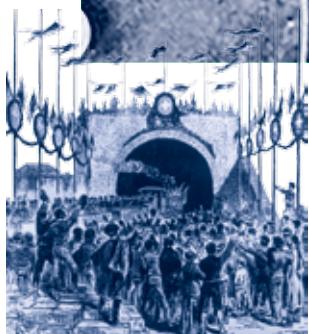
losigkeit (1863/64) sowie eine hohe Teuerung und eine Choleraepidemie in der Stadt Zürich im Jahr 1867. Auch auf dem Land mehrten sich die kritischen Stimmen. Die Exportwirtschaft litt unter Absatzschwierigkeiten, was etwa in der Seiden- und Baumwollindustrie des Zürcher Oberlands zu Krisen führte. Die Bauern spürten die Turbulenzen an den Finanzmärkten und litten unter steigenden Zinsen für Darlehen und Hypotheken. Die bestehenden Banken investierten vorwiegend in den Eisenbahnausbau sowie in Handel und Industrie. Das Kapital für traditionelle Wirtschaftszweige – wie das Handwerk und die Landwirtschaft – wurde knapp. Selbst kleinste Kredite wurden von den Banken oft nicht mehr gewährt.

Das politische Establishment hatte den Kontakt zum Volk verloren. Ein früher Gegenspieler Eschers war der Fischenthaler Textilunternehmer Johann Jakob Keller (1823–1903). Bereits 1854 war er ins kantonale Parlament gewählt worden, dem er bis 1872 angehörte. Keller umschrieb die Vertrauenskrise wie folgt: «Die zürcherische Regierung, aus hervorragend akademisch gebildeten Männern zusammengesetzt, waltete lange Zeit mit grossem Erfolg und war dadurch zu einer Machtstellung gelangt, welche keinen Widerspruch mehr duldet und vor allem, ob der verschiedenen grossartigen Schöpfungen um Zürich herum, das Land mit seinen Wünschen zu hören vergass.»

Die Opposition formierte sich in Winterthur. Hier hatte die demokratische Bewegung, die ab den frühen 1860er-Jahren zusehends stärker wurde, ihren Ursprung. Ihr Forderungskatalog umfasste vor allem das obligatorische und das fakultative Referendum, die Direktwahl der Exekutive und der Judikative, das Initiativrecht sowie sozialpolitische Postulate wie die rechtliche Gleichstellung von Mann und Frau und einen kostenlosen Schulbesuch. Gefordert wurde >



1882
Eröffnung
des Gotthard-
tunnels



Der Gotthardtunnel und seine Zubringerstrecke machten Zürich zum Zentrum des Eisenbahnnetzes

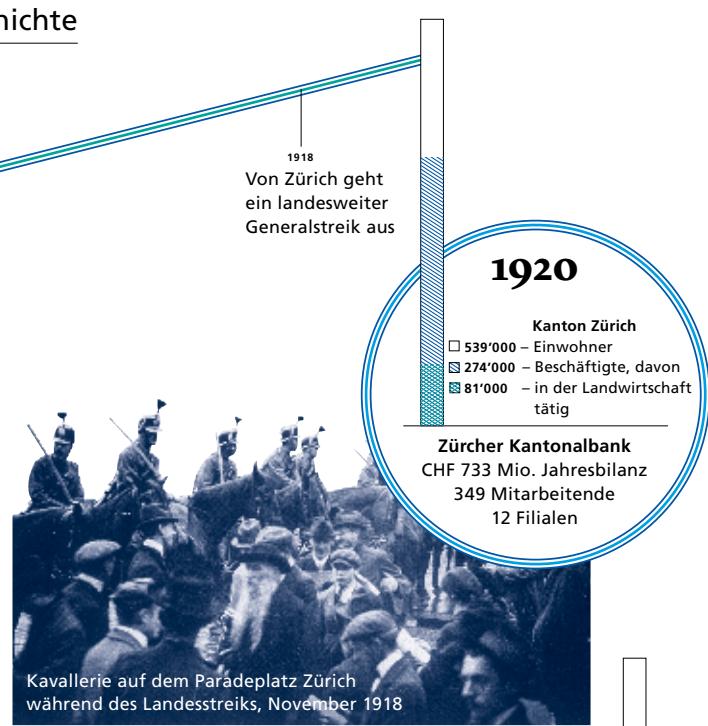
auch eine Staatsbank, die durch Gewährung zinsgünstiger Hypothekardarlehen die Nachfrage nach Krediten decken und mit sicheren Anlagemöglichkeiten den Sparwillen der Bevölkerung fördern sollte.

Von Winterthur aus und mit dem «Landboten» als Propagandaorgan wurde die Zürcher Bevölkerung mobilisiert, 1867 kam es zu oppositionellen Aufmärschen in Zürich, Uster, Winterthur und Bülach. Die Unzufriedenheit gegenüber dem Establishment wurde grösser und grösser. Und plötzlich ging es sehr schnell: 1869 stimmte das Volk mit grosser Mehrheit einer neuen Verfassung zu, in welche die Kernforderungen der Demokraten eingeflossen waren. Im gleichen Jahr wurden alle Liberalen aus dem Regierungsrat abgewählt und durch Demokraten

ersetzt. Im frisch gewählten Kantonsrat besetzten die Demokraten neu rund drei Fünftel der Sitze. Das «System Escher» war damit Geschichte.

Eine der Errungenschaften der politischen Umwälzung von 1869/70 war die Gründung der Zürcher Kantonalbank. In die neue Verfassung von 1869 fand Artikel 24 Eingang: «[Der Staat] errichtet zur Hebung des allgemeinen Kreditwesens beförderlich eine Kantonalbank.» In den anschliessenden Verhandlungen zum Kantonalbankengesetz vermochte Johann Jakob Keller als früher Verfechter einer Staatsbank seine über die Jahre erarbeiteten Kernvorstellungen einzubringen. Er definierte damit den dreiteiligen Leistungsauftrag der Zürcher Kantonalbank, der namentlich den Versorgungsauftrag (die Versorgung der breiten Bevölkerung, der Landwirtschaft und des Gewerbs mit Bankdienstleistungen), den Unterstützungsauftrag (darunter die Gewinnausschüttung an

Geschichte



Kanton und Gemeinden sowie die Unterstützung des Kantons bei der Lösung seiner Aufgaben in den Bereichen Wirtschaft, Umwelt und Gesellschaft) und den Nachhaltigkeitsauftrag (den verantwortungsvollen Umgang mit Umwelt und Gesellschaft) umfasst.

Während sich der Wortlaut des Leistungsauftrags bis heute kaum veränderte, hat sich die Art und Weise, wie die Bank ihren Auftrag wahrnimmt, gewandelt. «Die Bedürfnisse unserer Kundinnen und Kunden bestimmen, welche Versorgungsleistungen wir erbringen. Und diese veränderten sich im Lauf der letzten 150 Jahre», so Jörg Müller-Ganz. Deutlich zeigt sich dies am Beispiel der Firmenkunden: «Während zur Gründungszeit vor allem grundpfandgedeckte Finanzierungen nachgefragt wurden, begleiten wir Zürcher KMU heute im In- und Ausland mit einer umfassenden Finanzierungs- und Anlagepalette von der Gründung eines Start-ups bis hin zur geordneten Nachfolgelösung», hält Müller-Ganz fest.

Bereits im Februar 1870 öffnete die Zürcher Kantonalbank ihre Schalter an ihrem ersten Standort im damaligen Feldhof (heute Paradeplatz) in Zürich – mit anfänglich zehn Mitarbeitenden, einer Filiale in Winterthur und Keller als Mitglied des Bankrats, dem er bis 1899 angehörte. 2016 ist sie die grösste Kantonalbank, die viertgrösste Bank der Schweiz und zählt rund 5'200 Mitarbeitende.

Der Leistungsauftrag von einst bestimmt noch heute das Handeln der Zürcher Kantonalbank: «Wir versorgen die Zürcher Bevölkerung und die Wirtschaft mit einer breiten Palette an Bankdienstleistungen.

Wegen des Leistungsauftrags bieten wir auch Angebote wie nicht kostendeckende Kleinstfinanzierungen für Private und KMU an, die andere Banken aus Wirtschaftlichkeitsgründen nicht zur Verfügung stellen. Zudem engagieren wir uns mit vielseitigen Aktivitäten im Bereich Kultur, Gesellschaft, Wirtschaft und Natur für einen weiterhin prosperierenden Kanton Zürich», sagt Müller-Ganz.

Die Verfassung von 1869, welche die Gründung und den Aufbau der Zürcher Kantonalbank erst ermöglichte, ist seit ihrer Totalrevision von 2005 Geschichte. Die verfassungsmässige Verankerung der Bank besteht jedoch weiterhin. Neu heisst es in Artikel 109 schlicht: «Der Kanton betreibt eine Kantonalbank.» Der gesetzliche Leistungsauftrag bildet noch heute das grundlegende und identitätsstiftende Fundament der Bank. Dazu Müller-Ganz: «Dieser Auftrag unterscheidet die Zürcher Kantonalbank von anderen Banken; er ist unsere <raison d'être> – darauf sind wir stolz.» <

Heute

Kanton Zürich *
Einwohner – 1'463'000 □
Beschäftigte – 780'000 ■
davon in der
Landwirtschaft tätig – 8'000 ■

Zürcher Kantonalbank**
CHF 151,6 Mrd. Bilanzsumme
5'172 Mitarbeitende
90 Filialen

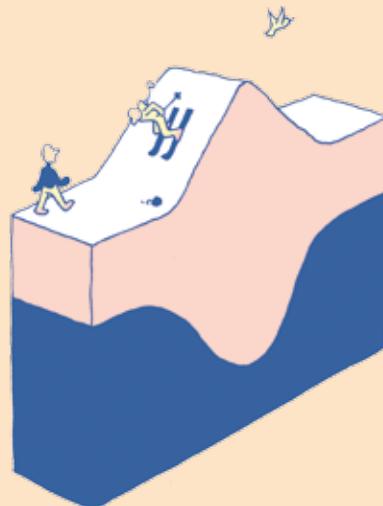
Wurzeln überall

Ziehen, behandeln, schlagen – all das und noch viel mehr kann man mit Wurzeln machen. Wir zeigen, was dabei herauskommt.

TEXT Anna Chudozilov
ILLUSTRATION Tomas Fryscak

Ahnenforschung

Wer sein Gegenüber als «Neandertaler» bezeichnet, liegt nicht komplett falsch. Das hat ein Forscherteam der Stanford University herausgefunden. Denn Neandertaler und Menschen lebten nicht nur gleichzeitig in denselben Gebieten, sie zeugten auch gemeinsame Nachkommen. Heute liegt der Anteil an Neandertaler-Genen beim Menschen allerdings bei höchstens vier Prozent. Die als ungehobelt geltenden Steinzeitmenschen sind also kaum für schlechtes Benehmen heutiger Zeitgenossen verantwortlich.



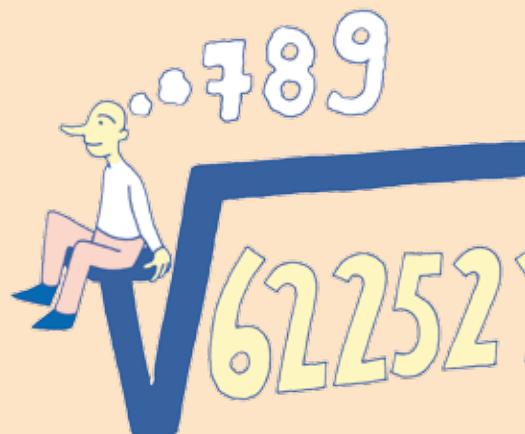
Berg und Tal

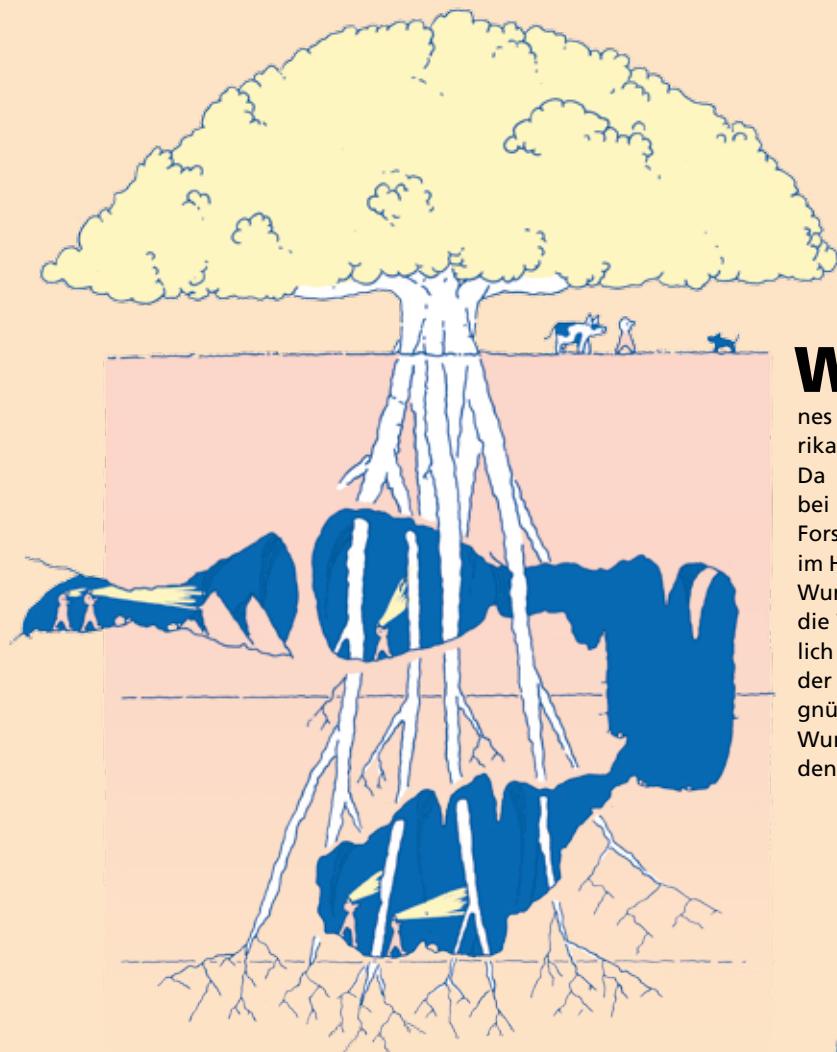
Wurzeln beschäftigen auch Fachleute aus der Geologie: beim Erforschen der Wurzelzone. So wird in der Geologie jener Teil der Erdkruste bezeichnet, der die Herkunftsregion eines bis zur Erdoberfläche reichenden Gesteinskörpers bildet. Durch Gebirgsfaltungen kann es im Laufe der Zeit zu massiven Verschiebungen und Verdichtungen von Gestein kommen, sodass quasi «Wurzeln» entstehen. Der Geophysiker Beno Gutenberg hat 1933 in den Ostalpen als Erster eine Gebirgswurzel nachgewiesen.



Für Neunmarkluge

Die Wurzel von 622'521 ziehen – das kann in der Schweiz niemand schneller als Pascal Kaul. Keine zwei Sekunden braucht er für die Antwort: «789!» Damit gehört der Versicherungsmathematiker zu den weltweit besten Kopfrechnern. Wurzeln ziehen ist seine Spezialität. Zuletzt stellte er sein Können als einziger Schweizer im August 2016 an der Mind Sports Olympiad in London unter Beweis. Der 53-Jährige erreichte dort den beeindruckenden sechsten Rang in der Gesamtwertung.





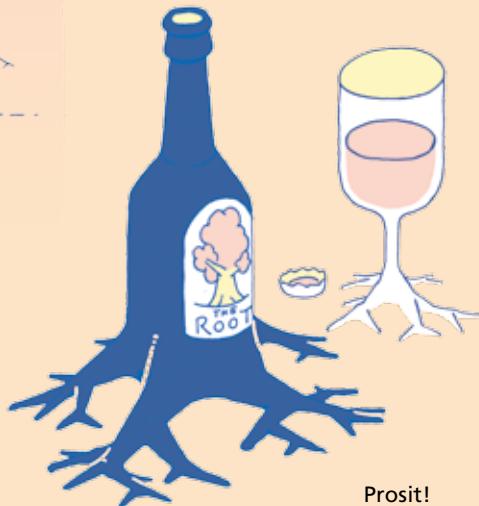
Beim Zahnarzt

Eine Wurzelbehandlung ist ganz schön unangenehm – das wissen auch Katzen. Bricht zum Beispiel bei der Mäusejagd ein Zahn ab, dringen rasch Bakterien in den Wurzelkanal und sorgen für schmerzhafte Entzündungen. Ohne Behandlung durch den Tierarzt kann das zu Abszessen oder Fisteln führen. Zum Glück gibts Füllungen auch für Stubentiger – und mit einer Plombe im Mäulchen können sie bereits kurz nach der Operation wieder auf die Pirsch.



Weltrekord

Wissenschaftler haben nachgewiesen, dass die Wurzeln eines wilden Feigenbaums in Südafrika am tiefsten ins Erdreich reichen. Da die Feige über den Echo Caves bei Ohrigstadt wächst, können die Forscher den Verlauf der Wurzeln im Höhlensystem nachverfolgen. Die Wurzeln strecken sich 120 Meter in die Tiefe und pumpen von dort täglich 25 Liter Wasser bis in die Spitzen der Baumkrone. Hierzulande begnügen sich die meisten Bäume mit Wurzeln, die 15–150 Zentimeter in den Boden reichen.



Prost!

In den USA zählt «Root Beer» zu den beliebtesten alkoholfreien Erfrischungsgetränken. Die Wurzel, die dem Getränk den Namen gibt, gehört dem Sassafrasbaum, der auch als Fenchelholz- oder Nelkenzimtbaum bezeichnet wird. Inzwischen findet man die Wurzel selbst allerdings nicht mehr im Getränk. Ihr Bestandteil Safrol schadet der Gesundheit. Der Beliebtheit des Wurzelbiers tut das keinen Abbruch. Im Gegenteil: Man findet es heute auch in den Regalen hiesiger Grossverteiler.



Vor vier Jahren übernahm
Raphael Gschwend das elterliche Haus
in Zürich-Oerlikon. Hier findet er
die notwendige Ruhe, um sich mit seinen
Wurzeln auseinanderzusetzen.

TEXT Rahel Perrot
BILDER Robert Huber

Der Herkunft auf der Spur



**«Wer bin ich, wie möchte ich
verwurzelt sein, was bedeuten Herkunft
und Besitz für mich?»**

Eigentum war mir nie wichtig», sagt Raphael Gschwend. Dennoch übernahm er vor vier Jahren das Reiheneinfamilienhaus seiner Eltern in Zürich-Oerlikon. Seine Mutter erlitt einen Schlaganfall und war als Folge daraus in Mobilität und Sprache eingeschränkt. «In einem mehrstöckigen Haus zu leben, ging nicht mehr. Zudem brauchten wir ganz einfach auch Geld als Sicherheit, um die Alterspflege meiner Eltern zu finanzieren», erzählt Raphael Gschwend,

das jüngste von fünf Geschwistern. Der Hausverkauf war beschlossene Sache.

Obwohl die fünf Kinder nicht hier aufgewachsen waren, da die Eltern das Haus erst im Alter von 70 Jahren kauften, war es der Wunsch aller, es wenn immer möglich innerhalb der Familie zu behalten. «Da meine Geschwister entweder bereits eigene Häuser besitzen oder es sich nicht leisten konnten oder wollten, blieb nur noch ich übrig», meint der 44-Jährige. «Doch auch ich konnte es mir zunächst nicht vorstellen. Seit dem Studium wohnte ich vor dem Milchbuck, in der Stadt, da geht man nicht wieder retour», schmunzelt er.

Auch wenn das einstige Arbeitshäuschen aus dem Jahr 1932 eine gemütliche Atmosphäre ausstrahlte, wollte Gschwend das eine oder andere umbauen und renovieren. Wichtig war ihm dabei, dass die eher kleinen Zimmer von aussen viel Licht erhalten und damit offener, luftiger wirken. So liess er fast überall neuen, hellen Boden verlegen, die Wände neu gipsen, Durchbrüche machen und die Treppe, die vom ersten zum zweiten Stock führt, versetzen. «Vor dem Umzug hierher lebten mein Sohn und ich viele Jahre im Kreis 6 in einer Altbauwohnung mit grossen, hohen und hellen Räumen. Das war schon etwas anderes zu heute.»

Vor drei Jahren lernte Raphael Gschwend seine jetzige Partnerin kennen. «In einem bestimmten Alter überlegt man nicht mehr lange, ob man zusammenziehen will oder nicht», erzählt er. Seine Partnerin hat zwei Töchter, ebenfalls im Teenageralter. Die Umbauarbeiten des Hauses gingen dadurch in die zweite Runde. Aus dem grossen Zimmer unter dem Dach im zweiten Stock wurden zwei Schlafzimmer, ein zusätzliches Bad wurde eingebaut – das Ladies Village, wie es die Patchworkfamilie mit einem Augenzwinkern gerne nennt.

Das neue Leben zu fünft kam platzmässig vor allem in der Küche aber rasch an seine Grenzen. «Auf das gemeinsame Abendessen legen wir sehr viel Wert», erklärt Raphael Gschwend. Seine Partnerin ist Zahnärztin, er ist als Fachbereichsleiter Sonderpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Zürich und als selbstständiger Berater tätig. «Bei uns gibt es immer wieder Phasen im Berufsalltag, in denen sehr viel läuft. Da ist uns der Austausch am Abend sehr wichtig. Wir haben die Küche als zu eng empfunden und wollten uns mehr Raum schaffen.» Der >

Keller wurde daher zum neuen Wohn- und Fernsehzimmer umgebaut, inklusive einer Bodenheizung und eines separaten Büros. Rückblickend betrachtet, findet Raphael Gschwend, wäre es zeitlich wohl weniger aufwendig gewesen, all die Umbauarbeiten auf einmal zu machen. Gewisse Dinge wisse man nun aber einmal nicht zum Voraus.

«Die Bewertung der eigenen Wurzeln ist stark altersabhängig.»

Sich immer wieder an veränderte Situationen anzupassen zu können, wurde Raphael Gschwend in die Wiege gelegt. Seine Mutter stammt aus Norditalien, sein Vater aus Süddeutschland. Seine Herkunft ist also die einer klassischen Einwandererfamilie aus den 1960er-Jahren. Das hart erarbeitete Geld kam der Bildung der Kinder zugute, sie hatte oberste Priorität. «Ich bin an der Kantongrenze aufgewachsen», erzählt Raphael Gschwend. «Da meine Geschwister in der Stadt ins Gymnasium sollten, musste ein kürzerer Schulweg her.» So zog die Familie nach Neu-Affoltern. Obwohl Gschwend seine Eltern eher als Nomaden bezeichnet denn als sesshafte Bürger, lebte die Familie immer in Eigenheimen, kaufte statt zu mieten. «Dies war eine wirtschaftliche Notwendigkeit», merkt Gschwend an. Es seien nie riesige Häuser gewesen, in denen sie wohnten, und eine Wohnung für sieben Personen zu mieten, hätte sich für die Eltern nicht gelohnt. «Ich bin in einem Alter, in dem mir das Handeln meiner Eltern sehr präsent ist. Nicht zuletzt, da ich das Gleiche gemacht habe wie sie damals: Eigentum erwerben. Wie meine Eltern das gemacht haben, als Arbeiterfamilie mit bescheidenen Mitteln, beeindruckt mich.»



Raphael Gschwend in seinem Garten in Zürich-Oerlikon.

Der Patchworkfamilie gefällt es in Oerlikon, alles sei stimmig. Die eigene erfahrene Interkulturalität widerspiegelt sich in Raphael Gschwends Lebensgestaltung: «Ich möchte nie in einem Quartier wohnen, wo die Bevölkerung homogen zusammengesetzt ist», meint

er. Oerlikon mit seinen Läden rund um den Bahnhof biete genau jene kulturelle Durchmischung, die er auch für seine Kinder als wertvoll erachtet. «Nicht nur verschieden von der Herkunft her, sondern auch, was die Lebensentwürfe anbelangt», ergänzt Gschwend. Auch bei seiner Arbeit als Organisationsberater und Coach komme ihm die eigene Biografie zugute, sie helfe zu verstehen.

Eine Familienangelegenheit: Kauf des Elternhauses

Erbvorbezug und Pflichtanteil, Renovation und Denkmalschutz – Wissenswertes rund um den Erwerb des Elternhauses.



Salvatore Greco
ist Privatkunden-
betreuer bei
der Zürcher
Kantonalbank.

Das Haus an der Tramstrasse in Oerlikon sei dabei nur Mittel zum Zweck, ein Ort, wo man sich wohlfühle, aber nicht ewig zu bleiben plane. Sollte das Älteste der Kinder demnach mal ausziehen, könnte es gut sein, dass sich die Familie nach einem neuen Zuhause umsieht. Er sei ein «verpflanzbares Gemüse», sei nicht an Objekte oder Orte gebunden, sinniert Raphael Gschwend. Derzeit stehe daher auch Rom als Lebensmittelpunkt zur Diskussion, für ein Jahr oder so. Demnächst werden er und seine Partnerin sich vor Ort über das Angebot der Schweizer Schule erkundigen. Ein Haus oder auch ein Ort, wo man sich wohlfühle, könne aber dabei helfen, die notwendige Ruhe zu finden, um sich mit sich selbst und seinen Wurzeln auseinanderzusetzen. «Wer bin ich, wie möchte ich verwurzelt sein, was bedeuten Herkunft und Besitz für mich?», fragt der studierte Psychologe. «Die Gesellschaft ist mobiler geworden, wir leben mal hier, mal dort, reisen viel. Ich finde es faszinierend, diese neue ‹in sich bezogene Verwurzelung›.» Den Aspekten seiner Herkunft müsse man sich unweigerlich stellen, wenn man eine gewisse Reife erlangen wolle. «Eine reflektierte Biografie ist ein guter Boden, um für die Zukunft zu lernen», fügt Gschwend an. «Doch die Bewertung der eigenen Wurzeln ist stark altersabhängig. Im Moment hat sie in meinem Leben sicher eine höhere Relevanz, da sich meine Eltern im Altersheim befinden, an Demenz leiden und mir damit auch meine eigene Vergänglichkeit deutlich wird.» <

Wie bemisst sich der Kaufpreis, wenn ein Kind das Haus seiner Eltern erwirbt?

Es ist Sache der Familie, den Kaufpreis zu bestimmen. In der Regel wird die Liegenschaft unter ihrem Marktwert verkauft. Zeichnet sich eine Pflegebedürftigkeit der Eltern ab, kann jedoch ein Verkauf zum Marktpreis sinnvoll sein. Sollte das Vermögen der Eltern nicht sämtliche Pflegekosten decken, kann die Gemeinde den neuen Besitzer andernfalls im Rahmen der Verwandtenunterstützung zur Kasse bitten.

Welche Optionen bestehen bei der Finanzierung?

Der Käufer kann den Betrag aus eigenen Mitteln oder unter Bezug einer Hypothek aufbringen. Den Kauf komplett mit eigenen Mitteln zu finanzieren, ist aus steuerlicher Sicht jedoch nicht sinnvoll. Beansprucht der Käufer eine Hypothek, muss er mindestens 20 Prozent des Kaufpreises mit eigenen Mitteln decken. Das kann erspartes Vermögen sein, aber auch ein Erbvorbezug.

Was ist punkto Erbvorbezug zu beachten, wenn eines von mehreren Geschwistern das Haus allein erwirbt?

Beim Ableben der Eltern können die Geschwister verlangen, dass ihnen zumindest der gesetzlich geschützte Pflichtteil am Erbe zufließt. Der Käufer sollte deshalb sicherstellen, dass er allfällige künftige Ansprüche seiner Geschwister – eine mögliche

Wertsteigerung des Hauses einge-rechnet – aus seinem übrigen Vermögen decken kann. Sonst muss das Haus womöglich verkauft werden.

Wann lohnt sich eine Renovation, wann ein Neubau?

Das muss von Fall zu Fall beurteilt werden. Wir empfehlen, einen Bau-sachverständigen (z.B. einen Architekten) beizuziehen, der die Bau-substanz beurteilt und den Grobkostenaufwand einer Renovation abschätzt. So lässt sich beurteilen, ob sich eine Sanierung lohnt oder ein Neubau sinnvoll ist. Wird ein bestehendes Haus umgebaut, sind zu dem statische Gegebenheiten und baurechtliche Vorschriften zu beachten.

Welche Rolle spielt der Denkmalschutz?

Steht ein Gebäude unter Schutz, muss der Denkmalschutz bei der Sanierung oder dem Umbau eng eingebunden werden. Dies kann zeit- und kostenintensiv sein. Auch hier ist es wichtig, sich von einer Fachperson beraten zu lassen. Liegt kein Schutz vor, lohnt es sich, im Zweifelsfall abzuklären, ob eine Unterschutzstellung zu erwarten ist. Völlig ausgeschlossen werden kann diese aber auch dann nicht.

Was gibt es bei der Finanzierung einer Renovation zu beachten?

Aus steuerlicher Sicht lohnt es sich, umfangreichere werterhaltende Massnahmen, die steuerlich vom Einkommen abgezogen werden können, auf mehrere Jahre zu verteilen – sofern man bereit ist, die Schmutz- und Lärmbelastung und eine allfällige Einschränkung der Bewohnbarkeit über eine längere Zeit in Kauf zu nehmen.

Aufwachsen im digitalen Raum

Wie nutzen Jugendliche heute Medien?
Die neueste JAMES-Studie gibt Einblick.

TEXT Hugo Vuyk

Jugendliche im Alter zwischen 12 und 19 Jahren sind unter der Woche zweieinhalb Stunden pro Tag online, am Wochenende 3 Stunden und 40 Minuten – das sind 25 Prozent mehr als vor zwei Jahren. Die Zahlen stammen aus der JAMES-Studie, welche die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) im Auftrag der Swisscom seit 2010 durchführt. Alle zwei Jahre werden 1'000 Jugendliche in der ganzen Schweiz zu ihrem Medienverhalten befragt.

In der Schweiz ist Facebook die populärste Social-Media-Plattform. Sie wird auch gern von Personen genutzt, die nicht mit dem Internet aufgewachsen sind. Bei den Jugendlichen hingegen stehen zurzeit Instagram und Snapchat am höchsten im Kurs. Ersteres dient zum Teilen von Fotos und Videos, Letzteres ist eine Chat-Anwendung, bei der Botschaften nach der Lektüre automatisch verschwinden.

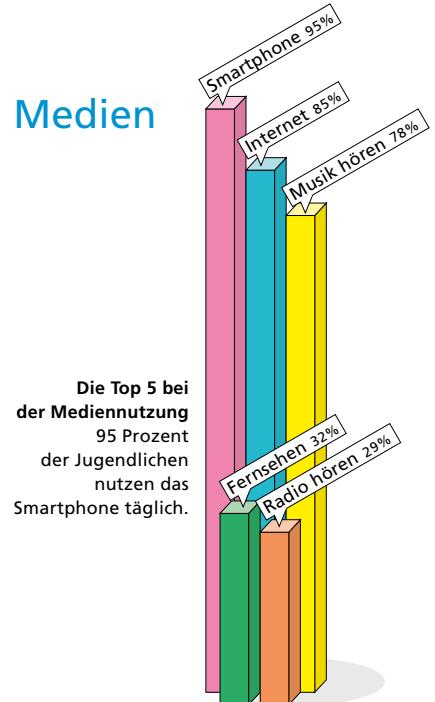
Facebook, das Netzwerk mit den kompliziertesten Privatsphäreinstellungen, hat 2016 die Spitzenposition bei den Jungen eingebüßt. Der Schutz der Privatsphäre hat zwar etwas abgenommen, ist der Jugend aber dennoch wichtig. Viele beschränken sich darauf, nur die allernotwendigsten Daten wie Name, Geschlecht und Alter preiszugeben.

Für die Nutzung digitaler Medien stehen bei den Jugendlichen zwei Motive im Vordergrund: die Kommunikation untereinander und die Information über die für sie wichtigen Hypes und Trends – sei dies in den Bereichen Musik, Mode oder Games. Wichtigstes Kommunikationsgerät ist das Smartphone – 99 Prozent der 12- bis 19-Jährigen besitzen eines – und darauf sind Chat-Apps wie WhatsApp zentral.

Interessant ist auch ein Blick auf die beliebtesten Websites, denn da führt eine mit grossem Vorsprung: Die Videoplattform YouTube. Neben Musikvideos spielen auch die Produktionen von sogenannten YouTubern eine immer wichtigere Rolle, denn diese sind für die Jugendlichen häufig Idole mit einer Vorbildfunktion. Sie geben Lebenshilfe – von Schminktipps bis zu Hausaufgaben – oder bieten unterschiedlichste Formen der Unterhaltung bis hin zu Prank-Videos, quasi einer Fortsetzung von «Verstehen Sie Spass».

Übrigens: Als möglichen Grund für den Anstieg der Onlinezeit der Jugendlichen führen die Autoren den Anstieg von Flatrate-Abos an, die ein unbegrenztes Datenvolumen umfassen. <

Medien



Websites



Die JAMES-Studie als PDF
www.zhaw.ch/psychologie/james

Drei Fragen an Isabel Willemse

Koautorin der JAMES-Studie

Wie wirkt sich die zunehmende Onlinezeit auf die Sozialisation der Jugendlichen aus? Wir vermuten, dass digitale Medien vermehrt parallel zu anderen Tätigkeiten genutzt werden. Dadurch würden sie klassische Sozialisationsinstanzen wie die Familie durchdringen und noch wichtiger werden. Ein Teil der Familienzeit kann etwa auch im Gruppenchat verbracht werden.

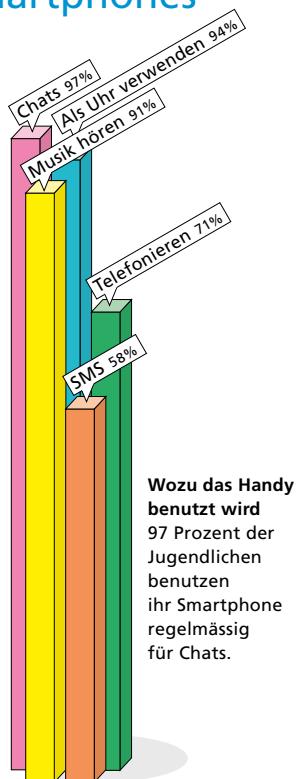
Was führte zu den Änderungen bei der Nutzung der sozialen Medien?

Jugendliche haben sich schon immer eigene Räume gesucht, zudem ermöglicht die Technik auf Instagram und Snapchat ästhetisch wirkende Bilder. Die vermeintliche Vergänglichkeit auf Snapchat ist sicher auch reizvoll.

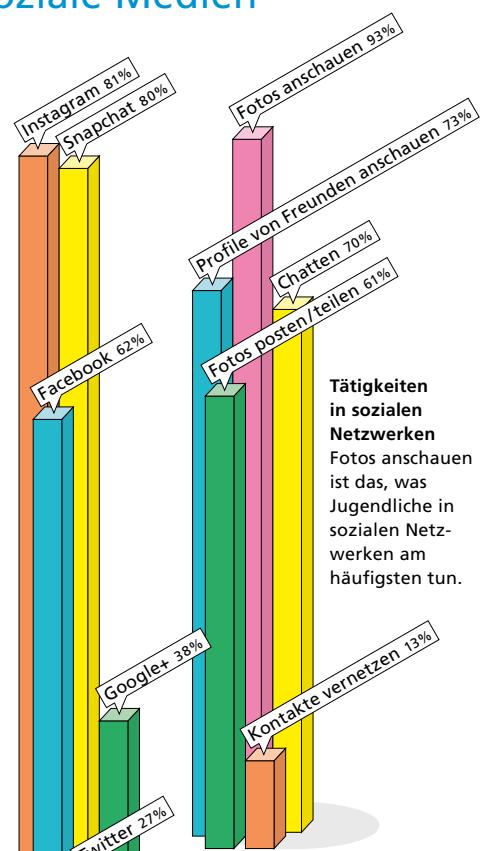
Verdrängt Video das geschriebene Wort?

Jugendliche wissen sehr gut, was sie wo suchen müssen. Für Anleitungen wählen sie YouTube, brauchen sie Informationen für einen Vortrag, ist das geschriebene Wort weiterhin wichtig. Allerdings besteht bei Videos die Gefahr, dass gestellte Szenen als echt erscheinen. Vermittlung von Medienkompetenz ist daher weiterhin wichtig.

Smartphones



Soziale Medien



YouTube

Die 5 beliebtesten YouTuber bei Deutschschweizer Jugendlichen sind zwischen 20 und 30 Jahre alt.

1 – BibisBeautyPalace

3,9 Mio. Abonnenten*
Mode und Kosmetik
online seit 2012

3 – KsFreakWhatElse

1,8 Mio. Abonnenten*
Unterhaltung, Lifestyle
online seit 2012

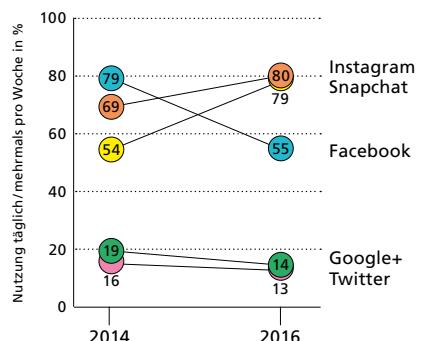
2 – Julien Bam

3 Mio. Abonnenten*
Fotografie und Tanzen
online seit 2012

5 – ApoRed

1,7 Mio. Abonnenten*
Unterhaltung, Lifestyle
online seit 2011

Bevorzugte Netzwerknutzung 2014–2016:
Facebook hat gegenüber Instagram und Snapchat markant an Bedeutung verloren.



Bali hat für Edith Siegenthaler und Markus Niebergall eine besondere Bedeutung: Sie heirateten dort im Jahr 2008.

Neue

Die gemeinsame Zeit bewusst geniessen – dieser Vorsatz geht im Alltagstrott oft verloren.

Ein Ehepaar aus Zürich-Wollishofen hat ihn umgesetzt und sich mit dem Auswandern auf Zeit einen grossen Traum erfüllt.

TEXT Susanne Wagner
BILDER Muhammad Fadli

Bali bedeutet für das Ehepaar, zum ersten Mal im Leben keine Pläne zu haben und nicht zu wissen, was am nächsten Tag sein wird.

Heimat

Jeden Morgen um neun kommt Besuch. Wenn Edith Siegenthaler Niebergall und Markus Niebergall zum Frühstück auf der Veranda sitzen, trägt die Familienälteste der balinesischen Vermieter des Hauses eine kleine Opfergabe an ihnen vorbei und legt sie beim Haustempel hin. Die kleine geflochtene Schale aus Palmblättern mit Blüten und etwas Reis soll die Götter freundlich stimmen und das Haus beschützen. «Es ist ein sehr beruhigendes Ritual, ein bisschen wie ein Zauber», erklärt Edith Siegenthaler. Dass sie und ihr Ehemann nicht in der kalten Schweiz frühstücken, sondern bei angenehmer Wärme auf einer Veranda mit Blick auf ein idyllisches Reisfeld, hat einen Grund: Die bald 57-jährige Edith Siegenthaler und der 69-jährige Markus Niebergall sind im März für fünf Jahre nach Bali ausgewandert.

«Das erste Mal im Leben haben wir keine Pläne. Das ist ein spezielles und neues Gefühl für uns. Wir leben im Hier und Jetzt, denn niemand weiß, was morgen sein wird», erklärt Markus Niebergall. Diese Leichtigkeit des Seins kam jedoch nicht von heute auf morgen. Im Gegenteil: Der Start in den neuen Lebensabschnitt im Frühling 2016 erforderte einiges an Vorbereitung, Planung, Organisation und die Beantwortung vieler offener Fragen. Allen voran die zum Thema Finanzen. Bis Ende 2015 waren beide noch berufstätig, obwohl der technische Kaufmann Markus Niebergall bereits seit 2012 den wohlverdienten Ruhestand hätte geniessen können. Edith Siegenhalter, die als Anwaltssekretärin und Buchhalterin tätig war, hätte hingegen noch acht Jahre arbeiten müssen.

Sie beschlossen, dieser Ungleichheit ein Ende zu setzen, und gingen über die Bücher. Eine gründliche Analyse der finanziellen Situation zeigte, dass sie besser fahren, wenn sie ihren Wohnsitz vorübergehend ins kostengünstigere Ausland verlegen. Die Götterinsel Bali lag für Edith Siegenthaler und Markus Niebergall trotz grosser geografischer

Entfernung ausgesprochen nah. Sie kannten die Insel von ausgedehnten Ferienaufenthalten. «Jedes Mal wünschten wir uns gegen Ende der Ferien, wir könnten bleiben», so Edith Siegenthaler. Schliesslich hatten sie den Ort auch für den schönsten Tag in ihrem Leben gewählt: Im Jahr 2008 heirateten die beiden auf Bali.

Sieben Monate vor der Abreise nach Bali setzte sich das Ehepaar mit einem Kundenberater der Zürcher Kantonalbank zusammen, der die wichtigsten Schritte begleitete. Gemeinsam besprachen sie Fragen nach dem Pensionskassenvermögen, der AHV und der Weiterführung der Hypothek ihrer Liegenschaft. So hatten sie genug Zeit, um bis zur Abreise passende Lösungen zu finden. Diese Fragen waren entscheidend, weil das Auswandern nicht für immer, sondern auf eine bestimmte Zeitspanne be-

grenzt sein sollte. Denn dass die Schweiz ihre Heimat ist und bleibt, war beiden klar. Die meisten Menschen im persönlichen Umfeld des Paars waren nicht überrascht von ihren Plänen und ermutigten die Auswanderer auf Zeit sogar. Mit der Familie und Freunden sind sie dank moderner Hilfsmittel wie Skype in regelmässigem Kontakt.

Ihr neues Leben haben Markus Niebergall und Edith Siegenthaler bis heute noch keine Sekunde lang bereut. Sie bezeichnen die ersten Monate des Wurzelschlagens im Städtchen Ubud als «herausfordernd, abwechslungsreich, interessant, anstrengend, schön, befriedigend und voller Überraschungen». Etwa als sie dem ersten 1,2 Meter langen Monitor begegneten, einem Reptil, das eines Tages im Garten auftauchte, als sie beim Frühstück sassen. An die beiden Chamäleons im Baum haben sie sich bereits gewöhnt, und auch Reisfeldschlangen, giftig grüne Pit-Vipern und 1,5 Meter lange Kobra-Schlangen gehören zur unmittelbaren Nachbarschaft.

Besonders schätzt es das Paar, dass es in einem für Bali typischen offenen >

Tipps für Auswanderer – Teil 1

AHV/IV

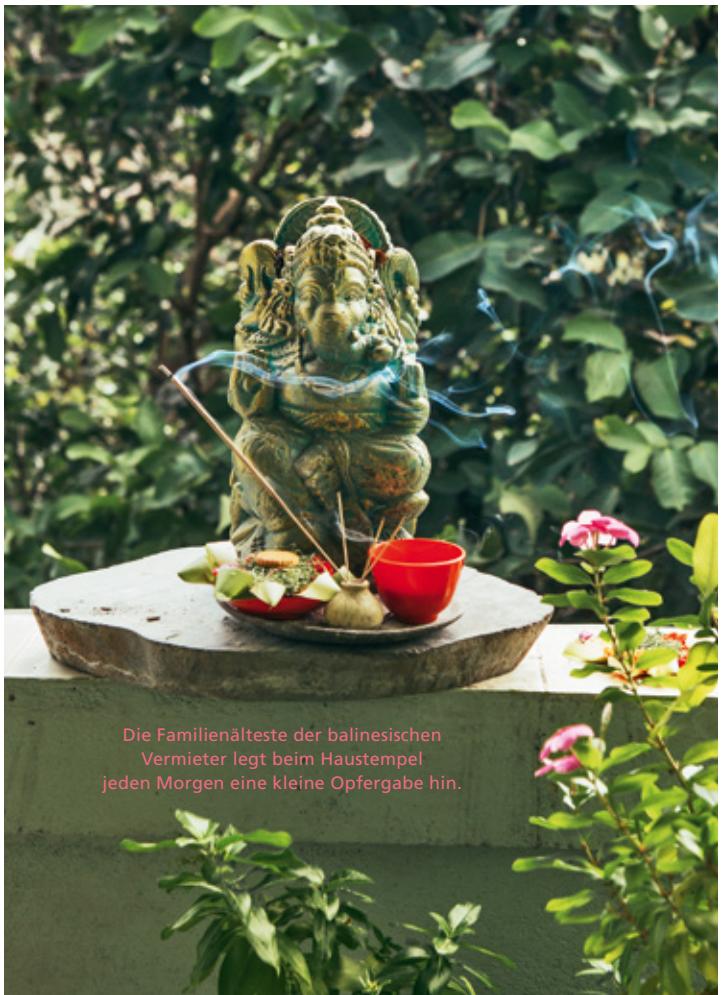
Schweizer sowie Angehörige eines EU- oder EFTA-Staats mit Wohnsitz ausserhalb der EU und der EFTA können sich freiwillig bei der AHV/IV versichern lassen. Voraussetzung ist, dass man zuvor 5 Jahre ununterbrochen versichert war. Bei Minderjährigen und nicht erwerbstätigen verheirateten Personen, die von der Beitragspflicht ausgenommen sind, gilt die Wohnsitzdauer in der Schweiz. Die Beitrittsklärung muss binnen Jahresfrist nach Austritt aus der obligatorischen Versicherung erfolgen. Der Beitritt zur freiwilligen AHV kann Ihren Rentenanspruch im Domizilland beeinflussen. Weitere Informationen unter www.aso.ch und bei Ihrer AHV-Ausgleichskasse.

Krankenkasse

Wandern Sie in ein EU- oder EFTA-Land aus und sind dort erwerbstätig, unterstehen Sie in der Regel dem dortigen Krankenversicherungssystem. Rentner der AHV/IV, der Unfallversicherung und der beruflichen Vorsorge müssen sich in der Schweiz versichern, wenn sie nicht auch von ihrem Domizilland eine Rente beziehen. Beziehen Sie eine Rente von der Schweiz und von einem EU-/EFTA-Land, müssen Sie sich dort versichern, wo Sie am längsten gegen das Risiko Alter versichert waren. Wenn Sie in ein Land ausserhalb der EU oder der EFTA auswandern, ist ein Verbleib in der Schweizer Grundversicherung ausgeschlossen (mit Ausnahme für Personen mit einem Entsandten-Status). Weitere Informationen unter www.aso.ch und bei Ihrer Krankenkasse.

Pensionskasse

Bei einem endgültigen Wegzug ins Ausland können Sie Ihr Pensionskassenskapital ganz oder teilweise beziehen, auch wenn Sie das Rentenalter noch nicht erreicht haben. Ziehen Sie in die EU oder in die EFTA und gehen dort bis zur Pensionierung einer unerwerbstäglichen nach, können Sie nur den überobligatorischen Teil beziehen. Wandern Sie erst nach Ihrer Pensionierung aus, erhalten Sie Ihre Rente weiterhin, sofern Sie Ihr Altersgut haben nicht bereits als Kapital bezogen haben. Weitere Informationen unter www.aso.ch und bei Ihrer Pensionskasse.



Die Familienälteste der balinesischen Vermieter legt beim Haustempel jeden Morgen eine kleine Opfergabe hin.



Bereits in der Schweiz lernte Edith Siegenthaler Indonesisch. So kann sie sich im Alltag, wie hier in der Wäscherei, gut verständigen.



Biologische Produkte gibts auf Bali in Läden, die von Bauern betrieben werden. Das Säckli bringt man selbst mit.



Der lachende Blick in die Kamera ist das eine, ein prüfender Blick rundherum das andere – Reisfeldschlangen leben in unmittelbarer Nachbarschaft.

Haus wohnt und dank des Kontakts mit der Vermieterfamilie viel vom Alltag und der Kultur des Landes miterleben und auch an familiären Festen wie etwa Kindergeburtstagen dabei sein darf. Bereits in der Schweiz hat Edith Siegenthaler begonnen, Indonesisch zu lernen – die Sprache, die in Bali weit verbreitet ist. So kann sie sich mit den Landsleuten auf einfache Weise verständigen. Beispielsweise auf dem Markt oder in kleinen Läden, die von Biobauern geführt werden – dort kaufen sie viel lieber ein als im nahe gelegenen Supermarkt.

Bis zu vierstündige Fussmärsche für den täglichen Einkauf sind keine Seltenheit. Das ist durchaus Absicht: Weil die beiden Auswanderer ein Leben lang den Bürostuhl gedrückt haben, sind sie darauf bedacht, sich möglichst viel zu bewegen. Auch Baumaterial tragen sie eigenhändig und zu Fuss nach Hause, denn noch immer sind Edith Siegenthaler und Markus Niebergall daran, das einfache Haus einzurichten. Aber vor allem möchten die beiden die gemeinsame Zeit genießen. Etwa mit Yoga- und Pilateslektionen, einer Massage oder ein paar Tagen Wandern – besonders gerne im unberührten Berggebiet von Muntigung-, Tauchen oder Schnorcheln. Beim Tauchen kann Markus Niebergall regelmässig eine eigene kleine Koralle im Norden der Insel beobachten, die das Ehepaar im Rahmen des sogenannten Bio-Rock-Projekts, eines Programms zur Aufzucht von Korallen, gesponsert hat.

Zeit nehmen sie sich auch für die zahlreichen Begegnungen mit Einheimischen, die so offen auf sie zugehen. Neben den angenehmen Temperaturen sind es die Freundlichkeit, die heitere Gelassenheit und die echte Herzlichkeit der Balinesen, die Bali für das Ehepaar zu einer Trauminsel und zu einer zweiten Heimat werden liessen. Edith Siegenthaler: «Die Menschen auf der Insel lächeln viel und sanft und ihre überquellende Fröhlichkeit ist ansteckend. Es ist ein Lächeln der Seele. Wir können nicht anders, als zurückzulächeln.» <

Tipps für Auswanderer – Teil 2

Steuern

Verlegen Sie Ihren Wohnsitz ins Ausland, unterstehen Sie in der Regel dem Steuerrecht des neuen Domizillands.

Besitzen Sie in der Schweiz weiterhin eine Liegenschaft, bleiben Sie für deren Wert und allfällige Mieterträge grundsätzlich in der Schweiz steuerpflichtig. Doppelbesteuerungsabkommen sollen verhindern, dass Sie dieselbe Steuer in mehreren Ländern entrichten müssen.

Bankbeziehung

Bei einem Wegzug ins Ausland benötigen Sie im Zielland gegebenenfalls ein Konto zur Zahlung laufender Rechnungen oder für den Empfang von Renten. Je nach den rechtlichen Bestimmungen des Ziellands besteht die Möglichkeit, einen Teil des Vermögens in der Schweiz zu belassen. Die Zürcher Kantonalbank betreut je nach Voraussetzung natürliche Personen mit Wohnsitz im Ausland in den Bereichen Zahlungsverkehr, Anlagen und Hypotheken für Liegenschaften in der Schweiz.

Sorgfältige Vorbereitung wichtig

Die vorstehenden Ausführungen dienen ausschliesslich allgemeinen Informationszwecken. Wenn Sie Ihren Wohnsitz ins Ausland verlegen möchten, sollten Sie sich unter anderem über juristische, regulatorische und steuerliche Konsequenzen informieren und die Vereinbarkeit des Wegzugs mit Ihren persönlichen Verhältnissen sorgfältig prüfen. Es kann hilfreich sein, einen Experten als Berater beizuziehen.

DAS SALZ DER KÜCHE ST-ONE

DIE NATURSTEIN-KÜCHENINSEL



WWW.ST-ONE.CH

AUSSTELLUNG HAUPTSITZ · Pumpwerkstrasse 4 · 8370 Sirnach · Tel. 071 969 19 19
AUSSTELLUNG BAUARENA · Industriestrasse 18 · 8604 Volketswil · Tel. 044 908 36 40

Hans Eisenring
KÜCHENBAU

Mundart im Wandel

TEXT Christoph Landolt

Zürichdeutsch ist ein hochalemannischer Dialekt. Innerhalb dieser Dialektgruppe bildet es eine Schnittmenge westlicher, östlicher und «binnen-deutschschweizerischer» Dialektmerkmale: Mit dem Osten teilt es sich Merkmale wie mir mached (westlich: mir mache), mit dem Westen geht es zusammen in Fällen wie Späck (östlich: Spèck) und mit einem aargauischen, innerschweizerischen und manchmal auch darüber hinausgehenden Raum gemeinsam hat es Eigenheiten wie Chile (rundherum Chilche, Chirche) oder föif (rundherum füüf). Fast rein Zürcherisches gibt es freilich auch, etwa amig(s), Bütschgi, Meerzefläcke, Müllerbluemli, Söipfe, Winde oder Zältli (die Bedeutung der Dialektbegriffe in diesem Beitrag finden Sie in nebenstehender Liste).

Zürichdeutsch ist eine ausgeprägte «Kantonsmundart» und weist seit alters eine nur schwach ausgeprägte Binnengliederung auf. Spezialitäten des Oberlands etwa sind die Kürzung von i und u vor t sowie verdumpftes langes oo; so heisst es dort Zitt, Chrutt und Oobig, nicht wie am See oder im Unterland Ziit, Chruut und Aabig. Noch um 1950 herum war der Kan-

ton überdies zweigeteilt in eine nördliche Hälfte, wo man bade und läse mit kurzem Vokal aussprach, und eine südliche Hälfte, wo es baade und lääse mit Langvokal hiess. Heute ist die südliche Variante verschwunden. Auf die Seemundart konzentriert ist etwa Chrottepösche, wofür es anderswo im Kanton Chettebluem(e), Griggele, Buggele, Söistock, Milchlig(stock) oder Ringelbluem heisst.

Sprache bleibt nie stehen, erst recht nicht in Städten. Durch die Schule, das Radio und das Fernsehen sowie die Binnenwanderung hat sich der Sprachwandel in den letzten Jahrzehnten allerdings stark beschleunigt.

In erster Linie verschwindet Wortschatz, der kein Pendant im Schriftdeutschen hat. Wer braucht noch Substantive wie Anke, Barile, Binätsch, Böle, Chrottepösche, Höischt(r)öffel, Meerzefläcke, Müllerbluemli, Naachtlig, Nidel, Röiel, Summervogel, Stierenaug? Wer Verben wie bschüsse, hülpe, hütze, mööne, muudere, rangge, schlingge, schutzle, schüürge, stürchle, tèère, tröisse, trüe, weisse? Wer Adjektive wie gspässig, pring, täfel, tifig? Wer Partikel wie äinewääg, alewiil, allwääg, ämel, sèda, welewääg? Wer sich aber über die Einflüsse aus dem Englischen ärgert, vergisst, dass auch «echt Dialektales» wie Binätsch oder Fazeneetli

1819

«Lueg, Ätti, i ha der se mängs Jaar gwèret und bi der kä Maal ungfölgig gsii.»¹

Lukas 15, übersetzt von Pfarrer Wirz

1936

«Summervögeli, wohi witt? Deet ane, wos farbigi Hungchübeli gid!»²

Rudolf Hägni,
Lehrer und Dichter (1888–1956)

1840

«Imag ders wèèger nüd erzele, gseesch! Werde nu höö und chunt mi s Beeländ aa.»³

Jakob Stutz,
Schriftsteller und Dichter (1801–1877)

äinewääg – sowieso
alewiil – immer
allwääg – vermutlich
ämel – jedenfalls
amig(s) – jeweils
Anke – Butter
Apfänt – Advent
Barile – Aprikose
Binätsch – Spinat
Böle – Zwiebel
Bowèèrli – Erbsen
bschüsse – ergiebig sein
Bütschgj – Kerngehäuse
Chrottepösche – Löwenzahn
Eppeeri – Erdbeeren
Fazeneetli – Taschentuch
fuude – essen
gspässig – merkwürdig
höö – erzürnt
Höischt(r)öffel – Heuschrecke

hülpe – hinken
Hung – Honig
hütze – losen Inhalt
zusammenschütteln
Meerzeläcke –
Sommersprossen
mööne – summen
muudere – kränkeln
Müllerblüemli –
Gänseblümchen
Naachtlig – Narr
Nidel – Rahm, Sahne
plange – sich sehnen
pring – schmächtig
rangge – sich kräftig regen
Röiel – Kater
schlingge – schlenkern,
fehlschlagen
schutze – flüchtig arbeiten
schüurge – stossen

sèda – da nimm, voila
stürchle – stolpern
Summervogel –
Schmetterling
Stierenaug – Spiegelei
Söipfe – Seife
täfel – munter
tèere – langsam sein
tifig – schnell
tröisse – quengeln
trüe – dicker werden
tschèggge – verstehen
tschile – abhängen
tschuute – Fussball spielen
wèèger – wahrlich
weisse – jammern, kreischen
wère – arbeiten, «werken»
welevääg – vermutlich
Winde – Dachboden
Zältli – Bonbon

aus dem Italienischen (spinacio, fazzoletto), Bowèèrli aus dem Französischen (pois verts) und tschuute aus dem Englischen (to shoot) stammt. Somit kann man auch moderne Wörter wie fuude, tschèggge oder tschile als Bereicherung unserer Sprache sehen.

Auch die Grammatik ändert sich. Heute werden gerne besondere Endungen gebraucht, wo das traditionelle Zürichdeutsch keine hat: sibe Bèèrg, vier Chile, zwäi Auto werden zu sibe Bèèrge, vier Chilene, zwäi Autos; statt der alt Maa, di alt Frau und s chlii Chind sagt man nun gerne der alti Maa, di alti Frau und s chliini oder s chliine Chind. Selbst die Lautung nähert sich der Standardsprache an. Gut zürcherisches Apfänt und Eppeeri werden zu vornehmem Adwänt und Èrdbeeri, und statt boue tut man baue. Ganz verschwunden sind die offenen langen ii und üü – wir können heute keinen Unterschied mehr machen zwischen Riis (Reis) und Riis (Riese, früher Rìis).

Man kann dieses Aufgeben von sprachlicher Selbstständigkeit bedauern oder nicht – dagegen anzukämpfen ist jedoch vergebliche Liebesmüh. Die meisten Zürcher und Zürcherinnen haben aber ohnehin ein nüchternes Verhältnis zu ihrem eigenen Dialekt – je unspezifischer der Dialekt wird, desto weiter herum wird man schliesslich auch verstanden. <

Christoph Landolt ist Redaktor am Schweizerischen Idiotikon (Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache) in Zürich. Er arbeitet derzeit an einem Büchlein über Zürichdeutsch, das 2017 von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften herausgegeben wird.

Übersetzungen

- 1 Schau, Vater, ich habe für dich so manches Jahr gearbeitet (gewerkt) und war dir keinmal unfolgsam.
- 2 Kleiner Schmetterling, wohin willst du? Dorthin, wo es farbige Honigkübelchen gibt!
- 3 Ich kann es dir wahrlich nicht erzählen, siehst du! Werde nur erzürnt, und es überfällt mich der Jammer.

 **Was ist richtig?**
Testen Sie Ihr Zürichdeutsch unter www.zkb.ch/zh

Unternehmen

1



2



3





Von Zürich in die Welt

Auch Visionäre haben ihre Wurzeln.
Vor 122 Jahren begann der Erfolg der Firma Gericke mit dem Verkauf von Pferdedecken.
Heute steht das Regensdorfer Familienunternehmen mit Schüttguttechnologie an der Weltpitze.

TEXT Corina Hany
BILDER Jürg Waldmeier



In August 1894 war die Stimmung von Walther H. Gericke genauso trüb wie das Wetter, das Geschäft harzte. Seine «W. Gericke, Maschinenfabrik für Mühlenbau und verwandte Industriezweige» am Zürcher Sihlquai war erst wenige Wochen alt, als er notierte: «So stand ich eines Tages recht niedergedrückt im Bogengang des Bahnhofs gegen die Limmat und sann, wie ich mein Schicksal ändern und auf eine andere, bessere Richtung leiten könne.»

122 Jahre später führt Urenkel Markus H. Gericke, CEO der Firma, seinen Besuch durch die Produktionshallen am Hauptsitz in Regensdorf und sagt: «Erfolg hat, wer die Bedürfnisse seiner Kunden erkennt und dies in hochstehende Produkte und Dienstleistungen umzusetzen weiß.»

Walther H. Gericke bemerkte an jenem regnerischen Sommertag, dass die Pferde der Fuhrwerkerhalter ohne Decken unterwegs waren. Flugs organisierte er solche bei ei- >

- 1 CEO Markus H. Gericke.
- 2 Mitarbeiter in der Produktionshalle.
- 3 Mischwerk von Gericke.

nem befreundeten Unternehmer, verkaufte sie den Fuhrhaltern und erarbeitete sich so den Ruf eines fairen Geschäftsmanns mit qualitativ guter Ware. Davon profitierte auch der Hauptzweig der Firma – der Mühlenbau. Dieses Geschäft nahm schnell Fahrt auf, sodass Gericke den Verkauf von Pferdedecken bald wieder aufgeben konnte.

Heute zählt Gericke zu den international führenden Unternehmen in der Schüttguttechnologie. Längst beschränkt sich die Kundschaft nicht mehr auf Mühlenbetreiber. Auch Unternehmen aus der Nahrungsmittelbranche, der Pharma- oder Kunststoffindustrie produzieren mit Anlagen von Gericke, ebenso Firmen, die in der Bau- oder Spezialitätenchemie tätig sind.

Mit seinen rund 300 Mitarbeitenden weltweit ist Gericke zwar ein KMU, strategisch allerdings operiert das Unternehmen wie ein Grosskonzern. Unter dem Dach einer

Die Firma Gericke

Im Juli 1894 gründet der gebürtige Deutsche Walther H. Gericke am Zürcher Sihlquai ein auf Mühlenbau spezialisiertes Unternehmen. Heute beliefert Gericke Kunden aus verschiedenen Branchen weltweit. Mit den Schüttguttechnik-Anlagen werden unterschiedlichste Rohstoffe pneumatisch transportiert, zerkleinert, gesiebt, dosiert und gemischt – von der Babynahrung bis zu Medikamenten.

In den 1920er-Jahren übernimmt mit Walter H. und Otto H. Gericke die zweite Generation den Familienbetrieb. 1954 tritt Willi, zwei Jahre später sein Bruder Hermann in die Firma ein. Die Söhne von Otto H. Gericke sind bis Anfang der 1990er-Jahre operativ tätig. Seit 1996 steht mit Markus H. Gericke – der Sohn von Hermann – die vierte Generation der Konzernleitung vor.

Die Firma Gericke ist heute als Holding organisiert und vereint unter ihrem Dach elf Tochtergesellschaften in der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Grossbritannien, den Niederlanden, Singapur, China, Brasilien und den USA. Den Hauptsitz hat Gericke seit 1957 in Regensdorf.

Holding versammeln sich elf Tochterfirmen, verteilt über die ganze Welt. An den Spitzen der Filialen stehen lokale Fachleute. «Wir haben damit nur positive Erfahrungen gemacht», sagt Markus H. Gericke. «Die Mitarbeitenden sprechen die Landessprachen, kennen die lokalen Bedingungen und Mentalitäten und sind bei Fragen und Problemen gleich zur Stelle.»

Trotzdem: Gericke ist eine Schweizer Firma. «Unsere Leute müssen und wollen wissen, wo die Unternehmenswurzeln liegen. Das stiftet Identität und sorgt für Zusammenhalt.» In jährlichen Workshops in der Schweiz werden die Gericke-Fachkräfte aus aller Welt geschult und auf Werte wie Qualitätsbewusstsein, Zuverlässigkeit und Kundenorientierung eingeschworen. Auch regelmässige Besuche der Konzernleitung in den Landesfilialen gehören dazu. «Allerdings legen wir Wert auf eine dezentrale Organisation mit viel Handlungsspielraum für die einzelnen Gesellschaften. Unsere Leute sollen ihre eigenen Vorstellungen einbringen und umsetzen. Ja-Sager, die nur die Vorgaben des Mutterhauses abnicken, passen nicht zu uns», sagt Gericke.

Ideenreichtum und Mut zu neuen Lösungen – der CEO sagt dazu: «Wir wollen Trendsetter sein» – sind für Gericke heute genauso wichtig wie in jenem nassen Sommer für ihren Gründer. Die Zeiten für Schweizer Industriebetriebe im Exportgeschäft sind hart, die Kunden kaum noch bereit, allein des «Made in Switzerland» wegen mehr zu zahlen. Also setzt Gericke auf Innovationen aus der eigenen Forschungs- und Entwicklungsabteilung. Wie schon einige Male in der Firmengeschichte hat Gericke auch vor rund zehn Jahren den richtigen Riecher bewiesen.

Das Unternehmen erkannte: In der Nahrungsmittelproduktion werden Hygiene- und Prozesssicherheit immer wichtiger. Also konstruierten Maschineningenieure, Elektroniker und Softwarespezialisten gemeinsam Anlagen und Maschinenteile, die





- 4 Fachkräfte aus aller Welt: Blick in die Produktionshalle in Regensdorf.
- 5 Qualität bis ins Detail: Konstruktionsplan eines Gericke-Moduls.
- 6 Bereit für die grosse Reise: verpackte und versandfertige Anlage.

diese Bedürfnisse erfüllten. Mit Erfolg. «Die Initiative ergreifen, kreativ sein, raffinierte Lösungen finden, das sind Stärken von uns Schweizern», sagt der 53-jährige Gericke. «Kommt dann noch grosses technologisches Fachwissen dazu, können wir wirklich viel erreichen.»

So auch im Bereich der Industrie 4.0. Das Unternehmen beschäftigt sich zwar schon länger mit dem «Internet of Things» – «die meisten unserer Maschinen haben eine IP-Adresse, sind also in der Lage, miteinander zu kommunizieren» –, die Entwicklungen in diesem Bereich schreiten allerdings rasant fort. Gericke erzählt von Anlagen und Maschinenteilen, die künftig immer eigenständiger auf sich verändernde Parameter wie Temperatur, Luftfeuchtigkeit oder Rohstoffe reagieren sollen. Ein Beispiel: Wird eine Anlage nach der Reinigung wieder hochgefahren, muss sie, ähnlich wie eine Kaffeemaschine am Morgen, erst warmlaufen.



Bei hochsensiblen Mischprozessen kann dies zu Veränderungen in den Rezepturen führen. Maschinen der Zukunft werden in der Lage sein, solch veränderte Werte nicht nur wie heute bereits üblich zu messen und anzuzeigen, sondern auch automatisch und eigenständig darauf zu reagieren.

Den Drang, permanent nach Möglichkeiten zu suchen, hat Markus H. Gericke von seinem Vater, Hermann Gericke, geerbt. Dieser führte das Unternehmen zusammen mit seinem Bruder Willi in der dritten Generation. Zuvor verantworteten die beiden Söhne des Gründers, Walter H. und Otto H. Gericke (der Vater von Hermann) die Geschicke der Firma. Dass Markus H. Gericke heute allein an der Spitze des Familienunternehmens steht, ist Zufall. Seine drei Geschwister – zwei Brüder und eine Schwester – und die drei Kinder von Willi Gericke machten Karriere in anderen Branchen.

Ein natürlicher Prozess, wie Gericke betont, es hätte aber auch anders kommen können. «Wir alle absolvierten Praktika im Unternehmen und waren eine Zeit lang Mitglieder im Verwaltungsrat.» Als es Mitte der 1990er-Jahre darum ging, den Abgang des Geschäftsführers in Frankreich aufzufangen, war Markus H. Gericke der Einzige der vierten Generation, der nach einigen Jahren Erfahrung als Unternehmensberater bereit war, den Sprung ins kalte Wasser zu wagen.

Die Zeit in Frankreich bezeichnet Gericke als die bestmögliche Vorbereitung auf seine Rolle als CEO. «Es war hart, doch ich lernte das Geschäft von Grund auf kennen, wusste bald genau, wie der Vertrieb funktioniert. Erst durch solche Erfahrungen wird eine Führungsperson glaubwürdig.»

Dieser Wille und leidenschaftliche Einsatz, gepaart mit einem nüchtern-pragmatischen Geschäftssinn, zieht sich durch alle vier Gericke-Generationen. In der Firmenchronik zum 100-jährigen Jubiläum stellt Hermann Gericke die Frage: «Warum wurde Gericke über 100 Jahre alt?» Und gibt die >

Tradition mit Zukunft: Erfolgsfaktoren für KMU

Antwort in Form einer Liste gleich selbst (Auszug): «Persönliches Engagement der Inhaber und Leiter (nicht aufgeben, auch bei Rückschlägen, grosser Einsatz, auch abends und übers Wochenende, Identifikation mit der Firma).» Aber auch: «Einhaltung von Angemessenheit bei Investitionen, kalkulieren können, verzichten können bei Preis-kämpfen, langsames Wachstum.»

Kontrolliertes, stetiges Wachstum verdanke das Unternehmen auch der langjährigen Partnerschaft mit der Zürcher Kantonalbank, schreibt Hermann Gericke weiter. «In der Geschichte der Firma Gericke traten nie Liquiditätsengpässe auf. Für rasche Investitionen, zum Beispiel Lizenz- oder Firmenkäufe, standen Mittel zur Verfügung, nicht zuletzt dank des Vertrauens der Banken.»

Weiterwachsen und die Voraussetzungen für eine fünfte Generation Gericke schaffen, daran arbeitet seit über 20 Jahren auch Markus H. Gericke. Noch sind seine Kinder sowie die Nichten und Neffen zu jung, um ernsthaft einen nächsten Generationenwechsel zu planen. Freuen würde sich der Vater einer Tochter und eines Sohnes aber schon, wenn das Unternehmen weiter in Familienhänden bleibt. Druck aufsetzen liegt Gericke aber fern. «Das muss absolut freiwillig passieren. Ein Familienunternehmen zu führen, ist zwar eine sehr schöne Aufgabe mit viel Gestaltungsspielraum. Aber natürlich ist da auch die Verantwortung, am Ende des Jahres für alle meine Entscheidungen geradzustehen. Und wenn es mal nicht so rund läuft, dann braucht man als Unternehmer schon ziemlich gute Nerven.» <

Ein starkes Angebot, gute Mitarbeitende und solide Finanzen sind zentrale Aspekte einer erfolgreichen Unternehmensführung.



André Frei ist
Kundenberater im
Bereich Firmen-
kunden der Zürcher
Kantonalbank.

vermeiden. Im Gegensatz zu Grossunternehmen können sich KMU nicht über den Kapitalmarkt finanzieren – z. B. durch die Ausgabe von Aktien oder Obligationen – und sind somit stärker auf Bankdienstleistungen wie Kredite, Hypotheken, Leasings, Garantien und Akkreditive angewiesen.

Welches sind die wichtigsten Faktoren, um als KMU langfristig erfolgreich zu sein?

Neben verlässlichen politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen gehören ein qualitativ hochwertiges, auf die Bedürfnisse der Kunden zugeschnittenes Angebot, eine hohe Innovationskraft, gut ausgebildete Mitarbeitende sowie eine umsichtige Unternehmensführung zu den wichtigsten Erfolgsfaktoren für KMU. Darüber hinaus sind intakte Finanzen entscheidend.

Was umfasst die finanzielle Führung eines Unternehmens?
Einerseits sind Planung und Überwachung der Liquidität zentral, um die Zahlungsfähigkeit des Betriebs jederzeit zu gewährleisten. Sonst kann auch einem erfolgreichen KMU der Konkurs drohen. Andererseits werden Mittel für Wachstum (organisch oder durch Akquise) sowie für (Ersatz-) Investitionen benötigt.

Wie gelangt ein KMU an diese Mittel und was ist dabei zu beachten?

Es kann sie aus dem erarbeiteten Cashflow, also dem Nettozufluss an flüssigen Mitteln, aufbringen oder über eine externe Finanzierungsquelle (z. B. eine Bank) beschaffen. Dabei sollte ein gesundes Verhältnis zwischen Eigen- und Fremdkapital herrschen, um grössere Abhängigkeiten zu

Welche Bedeutung hat das Auslandsgeschäft und welche Herausforderungen sind damit verbunden?

Durch die Globalisierung ist das Auslandsgeschäft für viele Schweizer KMU ein wichtiger Teil ihres Geschäftsmodells geworden. Es birgt aber auch bestimmte Risiken: Wird der Kunde bezahlen, wenn er meine Ware erhalten hat? Wer kann umgekehrt für meine Lieferfähigkeit bürgen, falls der Kunde dies verlangt? Was passiert, falls es nach dem Vertragsabschluss zu starken Währungsschwankungen kommt? Bankgarantien, Akkreditive, Dokumentargeschäfte, Exportfinanzierungen und Währungsabsicherungen ermöglichen einen möglichst risikofreien Import und Export von Produkten und Dienstleistungen.

Worauf ist zu achten, wenn sich in der Geschäftsleitung ein Generationenwechsel abzeichnet?

Damit das Unternehmen und die damit verbundenen Arbeitsplätze erhalten bleiben, sollte sich die Geschäftsführung frühzeitig – in der Regel fünf bis zehn Jahre vor dem geplanten Wechsel – mit der Nachfolge befassen. Bei Familienunternehmen kommen dafür oftmals Kinder des Unternehmers in Frage, es können sich aber auch Personen innerhalb des Unternehmens oder Aussenstehende als Nachfolger empfehlen.

ZÜRCHER
KAMMERORCHESTER
MUSIC DIRECTOR DANIEL HOPE



SIR ROGER NORRINGTON & CHRISTIAN TETZLAFF

Di, 28. Febr. 2017, 19.30 Uhr, Tonhalle, Grosser Saal

SIR ROGER NORRINGTON

Ehrendirigent

CHRISTIAN TETZLAFF

Violine

**ZÜRCHER
KAMMERORCHESTER**



artischock.net

www.zko.ch

Tickets: 0848 848 844, billettkasse@zko.ch
Billettkasse Tonhalle Zürich, www.starticket.ch
und allen bekannten Vorverkaufsstellen

Hauptpartner



Innovationspartner



Subventionsgeber und Gönner





Ankommen und aufblühen

Eine Installation der Künstlerin Pipilotti Rist im Kafi Züri zeigt, was es braucht, um heimisch zu werden.

TEXT Christine Sandercock Fitze

BILD Véronique Högger

Es begann mit einem Mittagessen. Bei dampfenden Gschwellti und würzigem Käse sassen alle an einem langen Tisch: Pipilotti Rist mit ihrem Team und Vertreter der Kunskommission der Zürcher Kantonalbank – ein unkompliziertes und gemütliches Kennenlernen von Leuten mit unterschiedlichem Hintergrund und Alltag.

Wie sehr dieses Mittagessen den Kern von Pipilotti Rists Auftragswerk «Wir verwurzeln (Seelenfarben)» traf, wurde erst im Nachhinein deutlich. Gemeinsam an einem Tisch essen, sich



begegnen, offen sein für Neues, sich austauschen und sich umeinander kümmern – das braucht der Mensch, um nicht nur zu existieren, sondern um zu gedeihen und sich zu entfalten.

«Die Menschen kommen vom Land in die Stadt und sind entwurzelt. Ihr Überleben ist möglich, bedingt aber gegenseitige Pflege, Aufmerksamkeit, Freundlichkeit», so Pipilotti Rist. Die gebürtige Rheintalerin lebt und arbeitet seit 25 Jahren in ihrer Wahlheimat Zürich, ihre Projekte führen sie in alle Welt. Was passiert, wenn man sich in einer neuen Umge-

bung befindet, entwurzelt wird oder sich freiwillig in eine neue Heimat pflanzt? Was braucht es, um sich woanders wieder einzuleben, um fern der Heimat neue Wurzeln zu schlagen, um weiter zu wachsen, aufzublühen und zu gedeihen? Diese Fragen sind Teil ihrer Biografie.

Mit «*Wir verwurzeln (Seelenfarben)*» schuf Pipilotti Rist im Kafi Züri zum ersten Mal in Zürich eine fest installierte Arbeit im halböffentlichen Raum. Ihr Konzept verschmilzt dabei mit der Idee eines Cafés als Ort der Begegnung. Im Rahmen des Umbaus ihres

Hauptsitzes an der Zürcher Bahnhofstrasse öffnete die Zürcher Kantonalbank ihr Haus mit Kafi Züri und Büro Züri bewusst für die Zürcher Bevölkerung.

«So, jetzt können wir gemeinsam wachsen!», waren Pipilotti Rists Worte nach den letzten Feinjustierungen an den Pflanzen, die zusammen mit einer Videoarbeit das Werk «*Wir verwurzeln (Seelenfarben)*» bilden. Sie sollen mit der Zeit wachsen, gedeihen und sich entwickeln, so wie auch die Gäste des Kafi Züri, die sich durch die Gespräche und die Nahrung, die sie aufnehmen, formen, verändern und entfalten.

Wärme und Glücksmomente gehören dabei für Pipilotti Rist dazu, dies spiegelt sich in ihrer Videoarbeit. Beim Betrachten der bewegten Bilder werden Erinnerungen an erlebte Sinneserfahrungen wachgekitzelt. Wir sehen eine Baumrinde und entsinnen uns, wie rau und bröckelig sich Rinde anfühlen kann, sie aber auch feine, zarte Stellen aufweist. Und wie sie riecht. Die Kameraführung lässt vor unseren Augen einen Baum wachsen. Die Sonne strahlt auf die grünen Blätter und aus der Froschperspektive sehen wir, wie Energie und Kraft förmlich durch die Blattadern schießen. Wir erinnern uns an das Gefühl der wärmenden Sonne auf der Haut und an die erfrischende Wirkung eines Schwumms im See an einem warmen Sommertag. Wir vernehmen geradezu das Plätschern des Wassers und das Zirpen und Summen von Insekten.

Mit ihren poetischen Bildern schafft Pipilotti Rist Sinneserlebnisse. Und sie tun gut. Wärmen uns, wie die Sonne uns und die Natur wärmt und gedeihen lässt. Bis in die Wurzeln. <

Christine Sandercock Fitze leitet die Fachstelle Kunst der Zürcher Kantonalbank. Die Kunstsammlung der Bank umfasst über 1'000 Werke zeitgenössischer Kunstschafter aus dem Wirtschaftsraum Zürich und trägt durch eine stetige Erweiterung zu deren Förderung bei.

Zur Videoinstallation Pipilotti Rist, «*Wir verwurzeln (Seelenfarben)*», 2015, © Pipilotti Rist, Courtesy the artist, Hauser & Wirth and Luhring Augustine.



fabric
FRONTLINE ZURICH

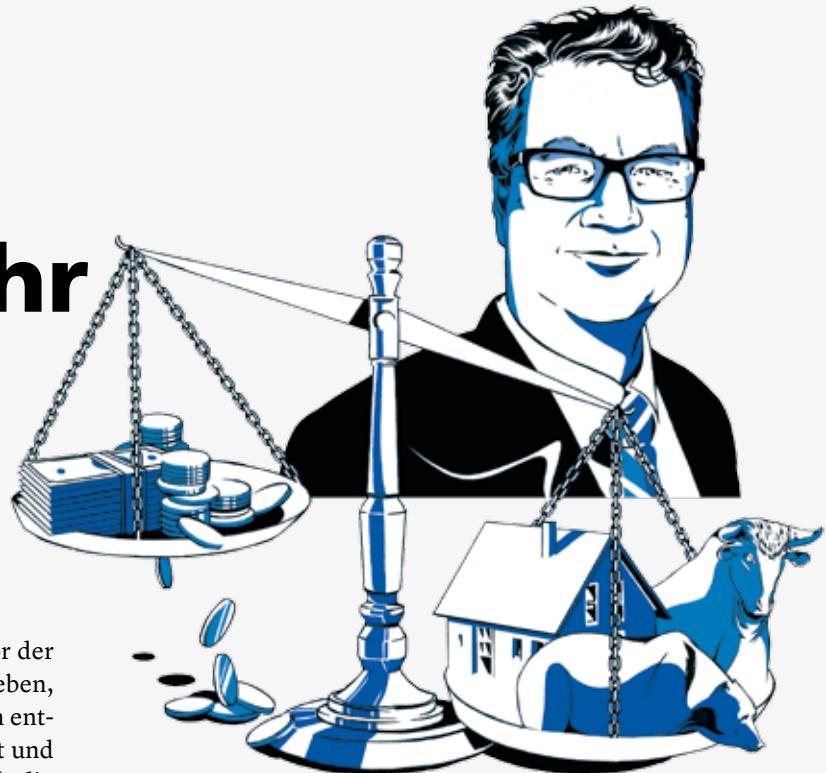
HANDMADE LUXURY SCARVES

E-Boutique: www.fabricfrontline.ch

Christoph Schenk

«Nur Bares ist nicht mehr Wahres»

ILLUSTRATION Jörn Kaspahl



Wer heute über etwas Geld verfügt, steht vor der schwierigen Frage: Was tun damit? Ausgeben, sparen oder anlegen? Wer sich für Konsum entscheidet, der als unmittelbare Rendite Freude bereitet und die Lebensqualität kurzfristig erhöht, trifft womöglich die bessere Entscheidung, als sein Geld bei praktisch null Prozent Zinsen auf ein Konto einzuzahlen. Denn wer ausschliesslich Bargeld hält und weder konsumiert noch investiert, gerät in eine Enteignungsspirale.

Wieso das? Mit ein Grund für das historisch tiefe Zinsniveau ist die sogenannte Finanzrepression von Regierungen und Zentralbanken. Über die Inflation können Staaten ihre Schuldenlast senken. Liegt die Inflation über dem Kontozinssatz, erleiden Sparer dabei einen Verlust. Beispiel: Schwindet die Kaufkraft des Gelds inflationsbedingt um 3 Prozent, reicht eine Verzinsung von 2 Prozent nicht aus, um den Kaufkraftverlust auszugleichen, der Sparer verliert 1 Prozent. Vielen ist dabei kaum bewusst, dass dieser Vorgang als stille Entreicherung auf ihre Kosten geht. So setzen sich Sparger ökonomischen und fiskalpolitischen Risiken aus, die sie weder kennen noch selbst zu steuern vermögen.

Anleger werden hingegen für das eingegangene Risiko entschädigt. Sie wägen die Tragweite ihres Handelns ab und entscheiden sich bewusst für mehr oder weniger Risiko. Wer eine höhere Rendite anstrebt, muss dabei bereit sein, ein höheres Risiko einzugehen. Für Sparguthaben gilt hingegen: Es gibt keinen risikofreien Zins mehr, sondern nur noch ein zinsloses Risiko. Es muss einem deshalb bewusst sein, dass jede ökonomische Entscheidung ihren Preis hat – sogar das Nichtentscheiden und das Nichtstun. Dies gilt in besonderem

Masse für das immer noch sehr beliebte Liegenlassen von Spargeldern. Mit Bargeldhaltung lässt sich kaum mehr etwas verdienen, das Gegenteil ist der Fall.

Wer nicht über die Finanzrepression und Güterpreis-inflation einen schlechenden Verlust erleiden will, tut gut daran, seine Spargelder in reale Werte, die der wirtschaftlichen Wertschöpfung dienen und Geldflüsse generieren, zu investieren. Das können Immobilien sein oder Aktien von Firmen, die Güter herstellen und verkaufen. Es lohnt sich also, in die klassischen Produktionsfaktoren Arbeit, Kapital und Boden zu investieren. Das Wichtigste dabei ist, eine klare Strategie zu haben, die eigene Risikoneigung zu kennen und sein Portfolio breit zu diversifizieren.

Die anhaltende Niedrigzinsphase legt einen guten Vorsatz für 2017 nahe: Reduzieren Sie hohe Sparbeträge auf Ihren Konten und investieren Sie Ihr Geld in qualitativ hochwertige Anlageformen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen guten Start ins neue Jahr! <

Christoph Schenk, 50, ist Wirtschaftswissenschaftler und seit 2014 Chief Investment Officer (CIO) der Zürcher Kantonalbank.

Unter der grossen Eiche

Das lauschige Bänkli ist für Melanie und Lukas Steiner-Zürcher aus Mettmenstetten ein Ort mit ganz besonderer Bedeutung.

TEXT Corina Hany
BILD Dan Cermak

Von der Bank unter der grossen Eiche ist das Quartett schon von Weitem zu sehen. Melanie Zürcher Steiner führt Aslan die kleine Anhöhe hinauf, Lukas Steiner hält die Zügel von Baghira. Zielstrebig kommen die vier auf die idyllisch gelegene Holzbank zu, von der aus bei schönem Wetter die Sicht bis in die Innerschweiz reicht – Bergpanorama inklusive. Nach Ausruhen ist Ross und Reiter aber nicht zumute. Vielmehr nutzen Melanie und Lukas die Sitzgelegenheit, um auf ihre Pferde zu steigen. «Das schont ihren und unseren Rücken», sagt die 31-Jährige lachend. «Ausserdem», ergänzt Lukas, «sind die paar Meter zu Fuss vom Stall zur Bank ideal, um unsere Muskeln zu lockern und zu spüren, wie die Pferde heute so drauf sind.»

Das Paar aus Mettmenstetten verbringt viel Zeit mit seinen Pferden. Die Stute und der Wallach sind auf einem Hof im Nachbarort Dachlissen eingestellt, Pflege und Versorgung übernehmen Melanie und Lukas selbst. Das heisst dreimal täglich misten und füttern plus Ausritte, Training auf dem Reitplatz und Weidegänge. Neben dem intensiven Hobby arbeiten beide in der Informatik. Viel Zeit zum Faulenzen bleibt da nicht. «Wir setzen uns höchstens mal aufs Bänkli, wenn Aslan und Baghira auf der Weide sind. Die

zwei beim Grasen zu beobachten, ist für uns Erholung pur», sagt Melanie, und Lukas nickt. Der Braune und die Schwarze bedeuten den beiden alles. Und da sie keine Kinder wollen, sind sie auch so etwas wie ihre Familie.

Aslan war zuerst da. Melanie Zürcher Steiner kaufte den Wallach als Fohlen. Wenig später entdeckte sie auf einem Hof «dieses hübsche, zum Verkauf stehende Pferd. Als ich einige Zeit später erfuhr, dass die ursprünglichen Interessenten nicht zahlen konnten, kaufte ich Baghira», erzählt Melanie. Lukas unterstützte sie und beschloss, jetzt endlich auch reiten zu lernen – trotz multipler Sklerose. «Sonst hätte ich meine Freundin gar nicht mehr gesehen.» Das war vor zehn Jahren, unzählige Stunden im Stall und gemeinsame Ausritte folgten. Ein ganz besonderer Ritt nahm vor einigen Jahren ebenfalls von der Bank unter der Eiche seinen Anfang. Auf einmal fragte Lukas: «Willst du mich heiraten?» Diesmal sagte Melanie ja. Beim ersten Antrag war ihr noch ein lautes «Gopf, nei!» herausgerutscht. Nicht, weil sie Lukas nicht wollte, sondern weil die Umstände nicht passten. «Da wir ursprünglich mal vereinbart hatten, nie zu heiraten, erwischte mich Lukas in jenem Moment auf dem falschen Fuss.» Umso bestimmter klang Melanies Ja nach Lukas' zweitem Anlauf. Sein Mut wurde belohnt. Denn was beim Reiten gilt, gilt oftmals auch im Leben: Nach einem Abwurf soll man wieder aufsteigen – um danach umso fester im Sattel zu sitzen. <

Meine Bank

In dieser Rubrik porträtiert das Magazin «ZH» Menschen aus dem Kanton Zürich mit einem besonderen Verhältnis zu einer Bank – «Bank» in den unterschiedlichsten Bedeutungen des Wortes.



«Erholung pur»: Lukas Steiner und Melanie Zürcher Steiner bei einem ihrer Ausritte.



Fairtrade-Gold verleiht doppelten Glanz.

Neu:
Limitierte
Weihnachtsauflage!



Besuchen Sie uns auf zkb.ch/goldbarren

Die Zürcher Kantonalbank ist Lizenznehmerin der Max Havelaar-Stiftung (Schweiz) und lancierte als erste Schweizer Bank Fairtrade-Goldbarren von 1 bis 10 g. Fairtrade-Gold verleiht doppelten Glanz – dem Goldbarren und den Menschen dahinter.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank